

# Sezession



Autorenportrait

Knut Hamsun

Erik Lehnert

Wozu Politik?

Interview

Alain de Benoist

Stefan Scheil

Kriegsausbruch 1939

Götz Kubitschek

Das Phänomen Fernau

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich),  
Erik Lehnert und Karlheinz  
Weißmann.

7. Jahrgang, August 2009, Heft 31

Sezession erscheint im Februar,  
April, Juni, August, Oktober und  
Dezember. Der Preis für das  
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-  
sandkosten. Wer Sezession für  
mehr als lesenswert hält, kann ein  
Förderabonnement (75 €/sechs  
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-  
resabonnement (sechs Hefte)  
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge  
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.  
Versand. Auslandsabonnenten be-  
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im  
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis  
zum 30. November gekündigt, ver-  
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel  
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-  
kunden gilt die Preisliste Nr. 8  
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-  
men und sollten für einen Kurzbei-  
trag 8.500, für einen Grundlagen-  
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-  
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Albersroda  
Tel/Fax: (03 46 32) 909 42

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

Postbank Leipzig  
BLZ 860 100 90  
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite:  
Karte Ostdeutschland 1939

## 1 Editorial

### Grundlagen

- 2 **Leben nämlich! Knut Hamsun zum 150.**  
Ellen Kositzka
- 8 **1979 – Der Sommer der Nouvelle Droite**  
Gespräch mit Alain de Benoist
- 14 **Der Stand der Dinge**  
Stefan Scheil
- 18 **Mythen – Das emotionale Fundament  
der Nationen**  
Wolfgang Dvorak-Stocker
- 22 **Biopolitik und Sozialstaat**  
Felix Menzel
- 26 **Das Phänomen Fernau**  
Götz Kubitschek

### Kurzbeiträge

- 30 **50 Jahre ohne Kubin**  
Martin Lichtmesz
- 32 **Rathenau und Schwaner**  
Karlheinz Weißmann
- 34 **Prominente schreiben für  
die Sezession**
- 36 **Fleischhauer als Trendsetter**  
Martin Voelkel
- 38 **Weisskirchen – unser Bester**  
Wiggo Mann
- 39 **Der Subversive, sein Biograph  
und der Einpeitscher**  
Thorsten Hinz

### Dienste

- 40 **Rezensionen**
- 48 **Vermischtes**

### Theorie

- 52 **Wahrnehmung und Politik**  
Erik Lehnert
- 56 **Begriffe**

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal  
Bildtafeln mit Werken von J. Fernau.

Informationen zu den Autoren in diesem  
Heft auf Seite 7

## Editorial

von Karlheinz Weißmann

Es gehört zu den Freuden des Feuilletons, gelegentlich auf Datumsreihen zu kommen, die eine merkwürdige Neigung zur Wiederholung zeigen. Der »9. November« ist so ein Fall, und in diesem Jahr könnte man 1919 (Versailler Vertrag), 1929 (Weltwirtschaftskrise), 1939 (Beginn des Zweiten Weltkriegs), 1949 (Gründung der Bundesrepublik), 1989 (Mauerfall) aufzählen. Es bleiben da allerdings nach schöner Kontinuität zu Beginn gewisse Lücken im Folgenden. Das Ereignis, auf das in diesem Heft noch eingegangen wird, der »Sommer der Nouvelle Droite« 1979, hat nicht dasselbe Gewicht wie die anderen Daten, für 1959 wäre bestenfalls der Beginn der Berlin-Krise zu nennen, und nur 1969 hätte es tatsächlich verdient, eine eigene Würdigung zu erfahren, die aber ausbleibt.

1969 war das Jahr des »Machtwechsels«, eine Formel, die Arnulf Baring nicht zufällig eingeführt hat, zwar keine »Machtergreifung«, aber doch eine grundsätzliche Änderung der politischen Ausrichtung Westdeutschlands, beginnend mit der dramatischen Wahl Gustav Heinemanns zum Bundespräsidenten durch eine Koalition aus SPD und FDP, die schon das kommende sozialliberale Bündnis vorwegnahm, das unter Willy Brandt und Walter Scheel die neue Regierung stellen sollte. Der Abschied vom »CDU-Staat« hatte sich natürlich länger vorbereitet, war erprobt worden durch die Zusammenarbeit von Sozialdemokraten und Freidemokraten auf Landesebene und ermutigt durch den Wandel des Zeitgeistes, weg vom »Keine Experimente« hin zu einer forcierten, teils technokratisch, teils progressiv aufgefaßten Modernität.

Wenn man den Stil der Wahlplakate in der Nachkriegszeit betrachtet, stellt man nicht nur fest, daß in den beiden ersten Jahrzehnten bloß die Muster der Weimarer Republik weiterentwickelt wurden, sondern auch, daß sich SPD und FDP anfangs an die Unionsvorgaben hielten, bis es zu einem Umschlag ins betont Sachliche oder Flapsige kam, den zuerst SPD und FDP aufnahmen und dann die CDU mit Verspätung kopierte. Das zeigte sinnfällig, was sonst durch den »Genossen Trend« und eine Art »Kennedy-Effekt« zugunsten Brandts wirkte, ebenso wie der Überdruß an der Regierungspartei von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Generationenwechsel, die Verwestlichung und die Ausbreitung linker Ideologeme in der Jugend, der die Sozialdemokratie – nach einigem Zögern – ein Auffangbecken zur Verfügung stellte.

Auf den »Machtwechsel« von 1969 reagierte man teils mit Überraschung, teils mit der Annahme, die Linke werde schon nach kurzer Zeit abgewirtschaftet haben. Es gab jedenfalls ungleich weniger Widerstand als gegen die »Wende« von 1982, obwohl sich rasch zeigte, daß die sozialliberale Koalition eine schlechte Bilanz vorzuweisen haben werde. Vom Dilettantismus bei den Ostverträgen bis zu den Reformkatastrophen auf den Feldern der Justiz-, Innen- und Bildungspolitik bot sich ein Bild des Jammers. Die Folgen von Fehleinschätzungen und Fehlleistungen wirken bis in unsere Gegenwart nach, erklären sogar viele Probleme, mit denen wir uns heute auseinandersetzen müssen. Vielleicht ist das aber auch der Grund dafür, weshalb über 1969 so wenig gesprochen wird. Wer daran rührt, müßte an den heutigen Konsens rühren, der von den Erben der Brandts und Scheels und von denen getragen wird, die damals eine in der Sprache deutliche, aber in der Sache schwache und feige Opposition bildeten.

# Leben nämlich! Knut Hamsun zum 150.

von Ellen Kositzka

Debatten um die Qualität eines Literaturnobelpreisträgers sind die Regel. Daß der Geehrte erst späterhin zu einem Umstrittenen, ja Verfemten wird, ist der Ausnahmefall. Knut Hamsun steht für diese Ausnahme. 1945 hat die Welt, nicht nur die literarische, mit ihm gebrochen. Fürs erste jedenfalls. Zuvor hatten sie sich alle überschlagen mit Huldigungen des Romanciers aus dem hohen Norden. Thomas Mann (der später harsch die Gründung einer literarischen Hamsun-Gesellschaft zurückwies) befand, der Nobelpreis sei »nie einem Würdigeren« verliehen worden, Maxim Gorki nannte Hamsuns Dichtung eine »Heilige Schrift des Menschen«, und Stefan Zweig schrieb treffend: »Knut Hamsun bedeutet die edelste Form der Männlichkeit, nämlich Zartheit, die aus großer Kraft quillt, Leidenschaft, die sich hinter harter Herbheit verbirgt, eine reinste und unlernbare Einheit aus Hingebung und Scham, wie es jedem wahrhaften männlichen Kunstwerk innewohnen muß.« Unter anderen Hermann Hesse und Joachim Fernau nannten Hamsun als Lieblingsschriftsteller. Spätestens 1945, nach seinem berüchtigten Nekrolog auf Adolf Hitler, durfte man Hamsun fraglos als Narren bezeichnen.

Hamsun wurde am 4. August 1859 als Knud Pedersen in Lom geboren, inneres Norwegen. Sein Vater war Schneider, die schwermütige Mutter brachte sieben Kinder zur Welt. Als Knud drei war, verließ die Familie den seit Generationen angestammten Hof und zog gen Norden, an den Polarkreis. Der Junge wuchs zeitweise bei einem verhassten, prügelnden Onkel auf, eine Schule besuchte er nur wenige Monate – aufs gesamte Leben gerechnet. So sehr es ihn in den folgenden Jahrzehnten seines Lebens zur Gründung, zum Niederlassen an einem Ort trieb, so rastlos war sein Leben auf der anderen Seite. Zweimal zog es ihn für längere Zeit nach Amerika, er lebte in Paris, reiste viel durch Deutschland, Rußland (drei Länder, die er liebte) und die Türkei. Ordentlich gepackte Koffer waren ihm noch im Alter ein Greuel, mit einem zusammengeschnürten Bündel begab er sich auf Fahrt.

Martin Beheim-Schwarzbach:  
*Knut Hamsun. Mit  
Selbstzeugnissen und  
Bilddokumenten,*  
Hamburg 1958.

Sein Bemühen um schriftstellerischen Erfolg glich dem Tausender Mächtgern-Autoren heute: Allerorten warb er um Unterstützung und kassierte über Jahre nur Ablehnungen. Mit angriffslustigen Kulturartikeln und bissigen Vortragsveranstaltungen schlug er sich durch. Als ein Blatt 1889 seine Erzählung *Hunger* – gespeist aus Hamsuns bitterarmer, todesnahe Zeit in Oslo – abdruckte, war der Durchbruch geschafft. Der enigmatische, ja halluzinatorische Kurzroman kursierte bald über die Landesgrenzen hinweg. In Deutschland übrigens verkaufte er sich am besten. (Auch in Rußland und Amerika las man Hamsun gern, wogegen die Briten nie viel von dem notorischen England-Hasser hielten.)

Von diesem feinnervigen Ich-Erzähler wollte man mehr hören! Noch bevor *Hunger* als Buch verlegt wurde, erschien sein Pamphlet *Aus dem Geistesleben des modernen Amerika*. Das Werk geriet so hämisch, daß Hamsun dessen Neuauflage unterband. Amerika stehe »unter dem Despotismus der Freiheit – ein Despotismus, der umso unerträglicher ist, als er von einem

selbstgerechten, unintelligenten Volk ausgeübt wird.« Verabscheuenswert waren ihm die amerikanische Sprache, die Frauen dort (man darf sagen, Hamsun nahm die Charaktere der hundert Jahre später produzierten US-Serie *Desperate Housewives* vorweg!), der Kult ums Geld und um die Sklavenbefreiung – das Buch war eine reine Provokation. Es erregte Aufsehen, unter anderem schätzten es August Strindberg und John Updike sehr.

Hamsun wurde zu einem Salonlöwen, er mischte sich – teils barfüßig – unter Treffen des großstädtischen Kulturbürgertums in Oslo, war mit seinem nietzscheanischen Habitus gerngesehener Gast bei intellektuellen Zirkeln: »Ich genieße es, rücksichtslos zu sein, so daß anständige Leute mich mit offenem Mund anstarren!« Das Stadtleben zog ihn an und stieß ihn zugleich ab, schon damals nannte er die ihm bekannten Metropolen wie Minneapolis, Chicago und Paris »leuchtende Scheiterhaufen der Kultur.«

Hamsun genoß seine Rolle als Widerborst, als Außenseiter, die im Grunde gar keine »Rolle« war: Zwischen Schein und Sein paßte kein Blatt. Die Empörten mit dem offenen Mund (also: das Aufsehen, nach dem er lechzte) hatte er in Wahrheit gründlich satt. Allein, Hamsun konnte nicht anders. Er teilte – so charmant er bei Sympathie sein konnte – nach allen Seiten aus, ohne Rücksicht auf Verluste. Es konnte Kritiker und Gönner treffen, selbst alte Freunde blieben von seiner polemischen Zunge nicht verschont. Gesellschaftliche Fettnäpfchen spürte er geradezu auf, Verärgerung zu entfesseln gehörte zeit seines Lebens zu seinem täglich Brot. Dem Chef einer bedeutungslosen Journalistin riet er mittels hartnäckig-böser Briefe, »einen Spaten zu nehmen« und dieses »Kuhmagd talent« aus dem Blatt zu schaufeln. Er legte sich mit Ibsen an und mit Fridtjof Nansen. Über die aus seiner Sicht grundlose Verehrung alter (gerade kunstschaffender) Menschen erregte er sich als Nachwuchsdichter ebenso sehr wie später, als er selbst schon die sechzig überschritten hatte. Die Jugend, nicht die Greise, das war die Zukunft!

Heißblütige Menschen wie Hamsun nannte man seinerzeit (er selbst tat dies!) »Neurastheniker«, was mit »Nervenschwäche« nur schwach übersetzt ist. Hamsun konnte aus vollem Herzen lieben und hassen. Ein Dazwischen gab es kaum. Das Laue, Mittelmäßige war nicht sein Terrain.



Hamsun-Karikatur von Olaf Gulbransson

Walter Baumgartner: *Knut Hamsun*, Hamburg 1997. (Dieser rororo-Band ersetzte die ebenfalls bei Rowohlt erschienene, eher »unkritische« Monographie von Beheim-Schwarzbach.)





Oben: Mit der Tochter Elinor 1917  
Mitte: Als Staßenbahnschaffner  
in Chicago 1888  
Unten: Im Licht der Paraffinlampe

Leidenschaftlichkeit könnte man das nennen – oder aber, kritisch gewendet, Maßlosigkeit. So war er in den Fragen des Lebens, in der Politik, der Ethik. Als Schriftsteller (wie er diese Berufsbezeichnung haßte! Bauer sei er, betonte er immer wieder) hatte er einen völlig anderen Blick auf seine Figuren und die Umstände, in denen sie befangen waren. Der Hamsunsche Blick auf den Menschen ist hier ein gütiger, ein milder. Hier finden wir kein Schwarz, kein Weiß, sondern wandelbare, widersprüchliche Graustufen menschlichen Daseins. Der Mensch in Hamsuns Romanen ist eitel, manipulierbar, geltungssüchtig – und doch hat er ein Herz, ein Gemüt, ist am Ende weich und erlösungsbedürftig. In all seinen weltreisenden Karrieremenschen, den Großtuern, Klatschtanten und Kindstöterinnen (ein Thema, das Hamsun über Jahrzehnte beschäftigte) schuf Hamsun göltige »Metaphern unserer Zivilisation« (Ingo Schulze).

Nichts und niemand ist letztlich, was es, was er scheint; Brüche und Widersprüche prägen den Lauf der Dinge sowie das Handeln der Menschen. Unkraut und nahrhaftes Gemüse: Beides sprießt aus der Erde, so soll es sein. Hamsuns liebender Blick weist beidem seinen Platz zu. Nicht den »gerechten«, sondern einen schicksalhaften. Wie lieb sind ihm am Ende diese vielfältig törichten Menschen aus den verschlafenen Fischerdörfern, aus den Landnestern! Wieviel lieber als die ausgepflanzten, austauschbaren Fröchtchen, die dem hektischen, erdenthobenen Leben der Städte frönen!

In seinem nobelpreisgekürten Roman *Segen der Erde* (1917) kommt diese Weltsicht besonders zum Tragen. Hamsun beschreibt hier das Leben des »Ödlandbauers« Isak. Dieser starke Mann mit vernarbten Wundmalen an Händen und im Gesicht mag ein Philosoph sein oder aus dem Gefängnis kommen – er sucht einen einsamen Ort. »Einen Ort, der niemand gehörte, der sein war, jetzt kamen die Tage der Arbeit.« Isak rodet und ackert, errichtet Steinwälle und eine Erdhütte, besorgt auf langen Gängen ins Dorf das Nötige: Werkzeug, Kochtopf, Ziegen. Bald findet er eine Frau. Inger ist kräftig, gut und schämt sich nur für ihren kleinen Makel: eine Hasenscharte. Die Welt der beiden wird aus eigener Hände Kraft reicher, Kinder werden geboren. Als eines wie die Mutter eine Hasenscharte aufweist, tötet sie es unter Schock. Sie muß über Jahre ins Gefängnis. Als sie zurückkehrt, hat sie das moderne Leben mitgebracht, nur ein wenig – aber der Wald taugte ohnehin nicht mehr, die neue Zeit fernzuhalten ...

Daß Hamsun über dreißig Bücher (22 Romane, einige Bühnenstücke, Erzählungsbände) verfaßte, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß er an Schaffenskrisen litt, die ihn entsetzlich plagten. Er versuchte ihnen mit zahlreichen Umzügen zu begegnen, in jungen Jahren mit Alkohol, dann mit einer langwierigen Psychoanalyse; seinem jüngsten Biographen, dem Norweger Ingar Sletten Kolloen zufolge ließ er sich später sogar sterilisieren, um seine Energie neu zu bündeln.

Eine erste Ehe, der eine Tochter entwuchs, war bald gescheitert. 1909 heiratete er die Schauspielerin Marie (obgleich er Theater als Teil der »verantwortungslosen Stadtkultur« verachtete!), mit der er vier Kinder zeugte. Marie war die Dulderin, der ruhende Pol der Ehe, sie begegnete seinem Trotz, seiner Rastlosigkeit, seinem Ruhebedürfnis (gleichzeitig ließ er sich allzu gern von Kindern und Hofarbeit ablenken!), seiner Hypochondrie und seiner »Leute-Krankheit« (so nannte er seine Form der Misanthropie) mit sanfter Ironie. An Temperament stand sie ihrem Mann wenig nach. Berichtet wird (unter etlichen ähnlich gelagerten Vorfällen) von einer Anekdote, wo sich der eifersüchtige Hamsun in Rage über Mariens Aufmachung redet, als sie ihn auf dem Bahnhof verabschiedet. Diese Ohringe! Die trage sie doch nur, um irgendwelchen jungen Offizieren zu gefallen! Hamsun stichelt so lange, bis die 22 Jahre Jüngere sich den Schmuck von den Ohren reißt und auf den Boden schleudert.

Marie Hamsun reüssierte ebenfalls schriftstellerisch. Ihr (in der Tat hinreißender) Fortsetzungsroman über *Die Langerudkinder* erfährt bis heute neue Auflagen und ist auch als Hörbuch erhältlich – was einigermaßen erstaunlich ist, denn Marie, der man da noch kein »Greisenalter« zugute halten konnte, gilt als hartgesottene Nationalsozialistin und war in jenen Jahren ständig auf Lesereise in Deutschland. Hamsun regte sich fürchterlich auf, als eine Rezensentin den Verdacht äußerte, er habe sich wohl fleißig als Co-Autor betätigt.

Zu Gelddingen pflegte Hamsun ein eigentümliches Verhältnis. Zum einen war er spar- und genügsam. Als Schreibpapier nutzte er abgerissene Kalenderblätter, Hotelrechnungen und Restplatz auf gebrauchten Briefumschlägen; in ordentlichen Briefen fügte er oft an, der Adressat möge das »snobistische Briefpapier« entschuldigen. Seinen Arbeitstisch pflegte er aus Holzböcken und einem Brett zusammenzustellen, als Kissen diente ihm sein Mantel. Den Kindern schnitt er die Haare selbst – gelegentlich eine blutige Angelegenheit, da er schon in mittleren Jahren an Händezittern litt. In finanziell gesegneten Zeiten gab er das Geld mit vollen Händen aus, spendierte ausufernde Trinkgelage, unterstützte großzügig Nachwuchsschriftsteller und andere Hilfesuchende.

Das Nobelpreisgeld floß fast vollständig in den Ausbau seines Gutes zu einem (wenn auch unkonventionell bewirtschafteten) Musterbetrieb. Preise und Ehrungen bedeuteten ihm wenig. Den norwegischen Olafsritter-Orden lehnte er als »Humbug« ab. Die Ehrendoktorwürde der Universität Köln lehnte er ebenso ab wie und die Auszahlung des Frankfurter Goethepreises 1934: »Man kann doch schließlich von einem Land in Verhältnissen, wie sie gegenwärtig in Deutschland herrschen, nicht zehntausend Mark annehmen! Das wäre Blutgeld!« Hamsun war der Ansicht, Deutschland, diese von ihm blindlings geliebte Nation, bräuchte gerade jetzt jede Mark selbst.

1943 schickte er die Medaille, die er mit dem Nobelpreis erhalten hatte, an Joseph Goebbels: »Ich kenne niemanden, Herr Minister, der sich auf so idealistische und unermüdliche Weise (...) für Europa und die Menschheit eingesetzt hat wie Sie. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen meine Medaille schicke. Sie ist ziemlich nutzlos für Sie, aber ich habe nichts anderes, das ich schicken könnte.« Hier war die politische Verblendung des notorischen Troztkopfs schon weit gediehen. Als John Landquist, Hamsuns Biograph zu Lebzeiten, behauptete, daß Hamsun sich aus politischen Fragen grundsätzlich heraushalte, war das damals schon nicht wirklich wahr.

Überhaupt, diese Biographen! Sie waren ihm lästig wie die neugierigen Journalisten und jene Leser, die mit ihm aufwendige Brieffreundschaften beginnen wollten. »Es wundert mich, daß sich einer hinsetzen und viele, viele Bände lesen mag, um noch einen zu schreiben. Warum nicht lieber hinaus ins Leben gehen und darüber schreiben? Denn man soll nicht glauben, daß Bücher auch Leben seien.« Die zahlreichen Schilderungen seines Lebens und Rezensionen seiner Bücher pflegte er kaum zu lesen.

Ja, wo endet schon der Bereich der Gesellschafts- und Kulturkritik, wo werden Einlassungen politisch? Als man ihn 1916 aufgrund seiner zahlreichen Stellungnahmen gegen Kindstötungen – er verachtete auch die gewollt Kinderlosen und die »Agitatoren und Agitatorinnen ohne Interesse an der Familie« – um einen Beitrag zur sozialen, also ausbil-

Ingo Schulze: *Alles Gute kommt von unten*, FAZ vom 12.10.1999.

Ingar Sletten Kolloen: *Swermeren*, Oslo 2003; ders.: *Erobreren*, Oslo 2004.

Marie Hamsun: *Der Regenbogen*, München 1954.

John Landquist: *Knut Hamsun. Sein Leben und sein Werk*, Tübingen 1927.

dungsmäßigen Besserstellung von jungen Mädchen bat, antwortete er den »Klassenkämpfern«: »Glauben Sie wirklich, daß der Umgang mit Buchstaben den Menschen glücklicher macht? (...) Die Konsequenz wäre ja, daß diejenigen, die am besten mit den Buchstaben umgehen können, auch am besten im Leben dastehen – das Gegenteil trifft aber zu, sehen Sie sich die Professoren an oder meinetwegen die Redakteure. Es gibt noch so unendlich vieles, was eigentlich zur Kenntnis der Buchstaben dazugehört: der Charakter, das Herz, das Gemüt –.« 1917 wandte sich Hamsun (der Substantive groß zu schreiben pflegte) gegen die neue norwegische Orthographie, die ihm eine unangebrachte »Demokratisierung der Sprache« bedeutete. »Die Sprache will ihrer Natur entsprechend immer steigen, sie will geadelt werden. – Demokratische Sprache, was heißt das? Das ist das Maul. Nein, wir wollen keine Kunst demokratisieren, am wenigsten vor allem die Dichtkunst.«

Hamsun setzte sich vehement für die Unabhängigkeit Norwegens (das erst 1905 nationale Souveränität erlangte) von der schwedischen Krone ein. Bedingungslos »deutschgesinnt« war er seit je, im Ersten Weltkrieg gab er Amerika wegen Waffenlieferungen an England die Schuld an Eskalation und Ausgang des Kriegs.

1935 setzte sich der alte Dichter für die Rückkehr des Saarlands zu Deutschland ein. Eindeutig bezog er auch Stellung zur Danzig-Frage (»Die Polen sind in Ordnung – in Polen ...«) sowie zu den brodelnden Diskussionen um Kommunismus und Sozialismus – beides haßte er leidenschaftlich. Sein britischer Biograph Robert Ferguson (interessant, daß ausgerechnet ein Engländer die vielleicht einfühlsamste Lebensbeschreibung Hamsuns unternommen hat!) beschreibt das politische Bedürfnis Hamsuns treffend: »Kompliziert, wie Hamsun war, sehnte er sich nach einfachen Lösungen.«

Als die Deutschen 1940 Narvik besetzten und England damit um Stunden zuvorkamen, herrschte im Lande eine fast durchgehende probritische Einstellung. In diesen Jahren veröffentlichte Hamsun Dutzende Aufrufe an sein Volk, die deutsche Besetzung während des Krieges zu akzeptieren. Diese Aufforderungen bildeten später die Grundlage für die Anklage des Dichters wegen landesverräterischer Aktivitäten.

Daß der deutsche Reichskommissar in Norwegen, Josef Terboven, sich diktatorische Kompetenzen anmaßte und ein dauerhaftes Protektorat über das Land anstrebte, mißfiel Hamsun allerdings. In dieser Sache (schon vorher hatte er diverse Telegramme mit Begnadigungsgesuchen geschickt) beschwerte sich Hamsun 1943 bei Hitler persönlich. Die Unterredung verlief kühl und endete eisig, Hitler soll anschließend gefordert haben, »solche Leute« nicht mehr vorzulassen. Tore Hamsun, des Dichters ältester Sohn, beschrieb später ausführlich, inwiefern sein Vater kein Anhänger der NS-Ideologie, sondern schlicht leidenschaftlicher Deutschenfreund gewesen sei.

Dennoch verfaßte Hamsun 1945 einen pathetischen Nekrolog auf Hitler: »Ich bin dessen nicht würdig, mit lauter Stimme über Adolf Hitler zu sprechen, und zu sentimentaler Rührung laden sein Leben und seine Taten nicht ein. (...) Er war eine reformatorische Gestalt von höchstem Rang, und es war sein historisches Schicksal, in einer Zeit der beispiellosesten Rohheit wirken zu müssen, die ihn schließlich gefällt hat.«

Bei Kriegsende war Hamsun ein Greis von 86 Jahren. Ihm standen zwei Jahre Freiheitsentzug bevor – Hausarrest, Gefängnis, Psychiatrie. In seinen letzten – keinesfalls verbitterten, ganz und gar daseinsgelassenen – Roman *Auf überwachsenen Pfaden* ließ er seine Erfahrungen vor Gericht einfließen. Am 19. Februar 1952 starb Knut Hamsun. Sein Grab befindet sich auf Gut Nørholm in der Nähe des südnorwegischen Grimstad. Gewissermaßen kehrte der Geächtete da zu seinen Ursprüngen zurück: »Ich bin von der Erde mit all meinen Wurzeln. In den Städten lebe ich nur ein künstliches Leben mit Cafés und Geistreichigkeiten und allerlei Hirngespinnst. Aber ich bin von der Erde.« Nicht »eine Pistole mit gelöstem Schuß und eine Harfe mit zerrissenen Saiten«, wie er es sich einst ausmalte, schmücken den Grabstein, sondern eine mannshohe Stele. Siegfried Lenz schrieb zu Hamsuns hundertstem Geburtstag: »Man sollte ihn eigentlich diesen Superintellektuellen zur Pflichtlektüre empfehlen, die heute verkünden: Der Roman ist tot. (...) Hamsun könnte ihnen etwas zeigen, was sie wahrscheinlich nur vom Hörensagen kennen: Leben nämlich.«

Robert Ferguson: *Knut Hamsun. Leben gegen den Strom. Biographie*, München 1992.

Tore Hamsun: *Mein Vater Knut Hamsun*, München 1993.

Tore Hamsun (Hrsg.): *Knut Hamsun. Briefe*, München o.J.

Werkauswahl:

*Hunger* (1890)

*Mysterien* (1892)

*Neue Erde* (1893)

*Pan* (1894)

*Victoria* (1898)

*Unter Herbststernen* (1906)

*Die Stadt Segelfoß* (1915)

*Segen der Erde* (1917)

*August Weltumsegler* (1930)

*Auf überwachsenen Pfaden* (1949)



## Autoren dieses Heftes

Alain de Benoist, 1943, Studium des Verfassungsrechts, der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft an der Sorbonne.  
Seit den 60er Jahren führende Rolle in der französischen Neuen Rechten.  
*Carl Schmitt und der Krieg*, Berlin 2007  
*Abschied vom Wachstum. Für eine Kultur des Maßhaltens*, Berlin 2009

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, war 1997/98 Kulturredakteur der Wochenzeitung *Junge Freiheit*, seither freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.  
*Zurüstung zum Bürgerkrieg*, Schnellroda 2008  
*Das verlorene Land. Aufsätze zur deutschen Geschichtspolitik*, Berlin 2008

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.  
*Gender ohne Ende. Was vom Manne übrigblieb*, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie.  
Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).  
*Provokation*, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.  
*Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers*, Würzburg 2006

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmstudent und freier Journalist.

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über hedonistische Konzepte im 20. Jahrhundert.

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von [www.blauenarzisse.de](http://www.blauenarzisse.de).  
*Medienrituale und politische Ikonen*. Schnellroda 2009

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.  
*Revisionismus und Demokratie*, Schnellroda 2008  
*Churchill, Hitler und der Antisemitismus. Die deutsche Diktatur, ihre politischen Gegner und die europäische Krise der Jahre 1938/39*, Berlin 2008

Wolfgang Dvorak-Stocker, 1966, studierte Germanistik und Geschichte, seit 1995 Geschäftsführer und Inhaber des Leopold Stocker Verlags in Graz, 2004 Gründung des Ares-Verlags. Herausgeber der Zeitschrift *Neue Ordnung*.

Dr. Martin Voelkel, 1951, studierte Religionspädagogik und ist Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens. Verheiratet, zwei Kinder.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.  
*Das konservative Minimum*, Schnellroda 2007  
*Post-Demokratie*, Schnellroda 2009

# 1979 – Der Sommer der Nouvelle Droite

Ein Gespräch mit Alain de Benoist

Einleitung von Karlheinz Weißmann

Xavier Jardin, ein französischer Politologe, der sich besonders mit Geschichte und Gegenwart der Rechten seines Landes beschäftigt, hat unlängst in einem Interview mit *Le Monde* die These aufgestellt, daß alles, was man als »neue Rechte« bezeichne, im Grunde eine Reaktion auf den »Mai '68« sei. Diese verbreitete Auffassung erklärt sich vor allem aus dem Bedürfnis der Gesellschaftswissenschaften nach systematischen Erklärungen und einfachen Ableitungen. Dabei zeigt eine genauere Untersuchung der historischen Zusammenhänge, daß die Entwicklung komplizierter war und jedenfalls nicht einem simplen Ursache-Wirkung-Schema folgte.

Der »rote Mai« stand am Ende einer etwa zehn Jahre dauernden, turbulenten, manchmal an den Rand des Bürgerkriegs führenden Entwicklung. Begonnen hatte alles mit der Algerienkrise und dem Kollaps der Vierten Republik, und der Amtsantritt de Gaulles hatte sowenig wie die Gründung der Fünften Republik zu einer tatsächlichen Beruhigung der Lage geführt. Neben einer radikalen Linken, die seit »Befreiung« und »Säuberung« eine sehr starke Position besaß, entstand eine radikale antigauillistische oder »nationalistische« Fraktion, deren Anhänger zum Teil zu den Verlierern von 1945, vor allem aber zu denjenigen gehörten, die sich nicht mit dem Verlust des *empire* abfinden wollten. Damals bildete sich im Milieu der französischen Gymnasiasten und Studenten eine »Szene« aus, die Verbindung zu diesem Flügel der Rechten hatte, aber eigene organisatorische Ansätze ausbildete. Die waren oft kurzlebig und jedenfalls instabil, führten aber doch zur Entstehung von zwei deutlicher getrennten Strömungen: die »Ideologen« um die Zeitschrift *Cahiers Universitaires*, dann *Europe Action* und die »Militanten« des *Mouvement Occident*. Letztere zeigte eine auffällige Neigung zur »direkten Aktion«, und im Quartier Latin kam es ab 1964/65 regelmäßig zu Scharmützeln zwischen »Kommandos« von *Occident* auf der

einen, Anhängern der KP oder kleinerer trotzkistischer Gruppen auf der anderen Seite. Die zunehmende Radikalisierung hatte schließlich das Verbot der Gruppierung am 1. November 1968 zur Folge.

Was den *Mouvement Occident* von der Gruppe um *Europe Action* vor allem unterschied, war das theoretische Desinteresse auf der einen, das theoretische Interesse auf der anderen Seite. Schon die Gründung der Zeitschrift durch Dominique Venner und dann die Mitarbeit Alain de Benoists waren ein Signal für die Distanz gegenüber dem landläufigen Nationalismus: Man war für Europa und gegen den französischen Etatismus, für Griechenland und die alten Götter und gegen die abendländische und die katholische Tradition. Zwar hielt der Kreis um *Europe Action* anfangs an der Vorstellung fest, Theorie und Praxis zu verknüpfen, aber nach dem Scheitern der Präsidentschaftskampagne für den Rechtspopulisten Tixier-Vignancour, 1965, vollzog Benoist den letzten Schritt weg von den alten Loyalitäten. Nach der Einstellung von *Europe Action* und der Trennung von Venner gründete er mit einer kleinen Gruppe von Gesinnungsgenossen die Zeitschrift *Nouvelle Ecole*, deren Titel schon die Ausrichtung andeutete: eine »neue Schule« im Sinne einer Denkgemeinschaft, die sich ausdrücklich an den Prinzipien kritischer Rationalität ausrichten sollte, um eine moderne rechte Weltanschauung zu begründen. Benoist hat im Rückblick darauf hingewiesen, daß er damals eine »positivistische Phase« durchlaufen habe, die Rede der klassischen Rechten von den »ewigen Gesetzen«, auf die man letztlich vertrauen dürfe, für anachronistisch hielt und versuchen wollte, zu einem »Nullpunkt« zurückzukehren, um die viertausendjährige europäische Überlieferung aufzunehmen, ohne einem der verbreiteten ideologischen Vorurteile zu folgen.

Es ist hier nicht der Ort, der weiteren Entwicklung nachzugehen, die vor allem im Januar 1969 zur Bildung des GRECE als organisatorischem Kern führte. Entscheidend ist allerdings, daß die Zielsetzung immer eine konsequent metapolitische blieb, was zwangsläufig zu wachsender Distanz gegenüber der »Alten Rechten« führte, die Benoist denn auch bis heute als »sogenannten Rechten« apostrophiert. Dahinter stand die Überzeugung, daß man der Linken und dem Liberalismus nur begegnen konnte, indem man sie auf ihrem eigenen Feld – der Kultur – bekämpfte und besiegte. Zehn Jahre schien dieser Weg bemerkenswert erfolgreich, dann kam der »Sommer der Nouvelle Droite«.

*Den Sommer 1979 hat das französische Magazin Le Nouvel Observateur den »Sommer der Nouvelle Droite« genannt. Könnten Sie kurz erklären, wie es dazu kam?*

de Benoist: Mit Artikeln im Wochenblatt *Le Nouvel Observateur* (»Die neuen Kleider der Nouvelle Droite«) und in der Tageszeitung *Le Monde* (»Die Nouvelle Droite nimmt den Betrieb auf«) begann im Juni 1979 eine konzertierte Kampagne. Sie griff bald um sich wie ein Lauffeuer. Den ganzen Sommer lang erschienen ständig neue Artikel, insgesamt mehr als tausend. Dann folgten Aufsätze, Bücher, Radio- und Fernsehsendungen und so weiter. Aus dieser Zeit stammt die Gewohnheit, mit dem Begriff »Nouvelle Droite« eine Denkschule zu bezeichnen, die bereits seit elf Jahren existierte und zuvor niemals auf den Gedanken gekommen wäre, sich selber so zu nennen.

Die Entstehung dieser Denkschule läßt sich auf Februar 1968 datieren, als – einige Monate vor den Ereignissen im Mai – die erste Ausgabe der Zeitschrift *Nouvelle Ecole* erschien. Ein Jahr danach wurde der Verband GRECE gegründet (Groupement de recherche et d'études pour la civilisa-



*Alain de Benoist im Interview mit dem Spiegel, 1979.*

tion européenne), dem sich eine Anzahl von Sympathisanten und Lesern anschloß, zumeist Studenten. 1972 erfolgte dann die Gründung der Zeitschrift *Eléments*, zunächst als internes Verbandsorgan für GRECE-Mitglieder. Daraus wurde aber bald ein Magazin unabhängigen Denkens, das im Kioskverkauf erhältlich war und sich an eine sehr viel breitere Leserschaft wandte als die *Nouvelle Ecole*. Es fanden zahlreiche Tagungen,

Treffen und Vorträge statt, die vornehmlich von den Regional- und Zentralsektionen des GRECE organisiert wurden. Zusätzlich zu den Zeitschriften entstand ein Verlag, so daß zahlreiche Bücher veröffentlicht werden konnten. Ich selber knüpfte Freundschaften mit vielen Akademikern, Philosophen, Intellektuellen, darunter Thierry Maulnier, Arthur Koestler, Louis Rougier, Georges Dumézil, um nur einige zu nennen. Die »Nouvelle Droite« war 1979 also nicht wirklich neu, aber durch die damalige Kampagne wurde sie auch denjenigen ein Begriff, die zuvor noch nie etwas von ihr gehört hatten.

*Es war ein kurzer Sommer, und die Nouvelle Droite wurde zum Opfer einer nicht nur französischen, sondern europäischen Pressekampagne. Vielleicht handelt es sich überhaupt um das erste Beispiel für ein so koordiniertes Vorgehen gegen eine mißliebige Ideenströmung. Was war die Ursache dieser Vehemenz, Ihrer Meinung nach?*

de Benoist: Diese Frage ist heute immer noch schwierig zu beantworten. Das vorrangige Ziel bestand zweifelsohne darin, das weitere Vordringen unseres Gedankengutes zu behindern. Solange die »Nouvelle Droite« mit intellektuellen Zeitschriften, deren Auflage bei ein paar tausend Exemplaren lag, nur ein begrenztes Pu-

blikum erreichte, war niemand beunruhigt. Jedoch hatten einige ihrer Vertreter, darunter auch ich, uns sehr früh dem Journalismus zugewandt und begonnen, Schlüsselpositionen bei »großen« Zeitungen zu besetzen. Ich selber war seit 1970 regelmäßiger Mitarbeiter der Wochenzeitung *Valeurs actuelles*, die seinerzeit von Raymond Bourguine geleitet wurde. Richtig ins Rollen kam die Sache, als Louis Pauwels, ein sehr bekannter Schriftsteller und Journalist, der mir bereits Ende der sechziger Jahre seine aktive Unterstützung bekundet hatte, eine Wochenendbeilage zur Tageszeitung *Le Figaro* ins Leben rief. Aus dieser Beilage, die unter dem Titel »Figaro-Dimanche« erstmals im Oktober 1977 erschien, wurde im Mai 1978 ein richtiges, sehr üppig aufgemachtes Magazin namens *Le Figaro-Magazine*. Pauwels hatte die Verantwortung für die inhaltliche Gestaltung dieses Magazins größtenteils Mitgliedern der Nouvelle Droite anvertraut, die es natürlich als Plattform zur Verbreitung der eigenen Standpunkte benutzten. Noch im selben Jahr wurde mein Buch *Vu de droite* mit dem Großen Essaypreis der Académie française ausgezeichnet. *Le Figaro-Magazine*, das damals sehr gut gemacht war, erreichte dank des Talents der beteiligten Journalisten schnell eine Auflage von fast einer Million. Erstmals in der französischen Geschichte verfügte eine non-konforme Denkschule über derartige Mittel, ihr Ideengut öffentlich zu machen. Aus Sicht ihrer Gegner ergab sich daraus die Notwendigkeit, sie möglichst zum Schweigen zu bringen.

Zweifellos ist dies nicht der einzige Faktor. Manche der Angriffe gegen Louis Pauwels wegen seiner Verbindungen zur Nouvelle Droite richteten sich vermutlich indirekt auch gegen den *Figaro*-Inhaber Robert Hersant, dem vorgeworfen wurde, ein regelrechtes Presse-Imperium geschaffen zu haben (man nannte ihn den »papivore«, den Papierfresser), aber auch gegen den damaligen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing, für den Pauwels gewisse freundschaftliche Gefühle hegte – nicht zufällig war er auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe von *Le Figaro-Magazine* abgebildet.



Plakat des GRECE, Ende der 1970er Jahre.

Wie schätzen Sie heute, im Rückblick, den Vorstoß zwischen 1968 und 1979 ein?

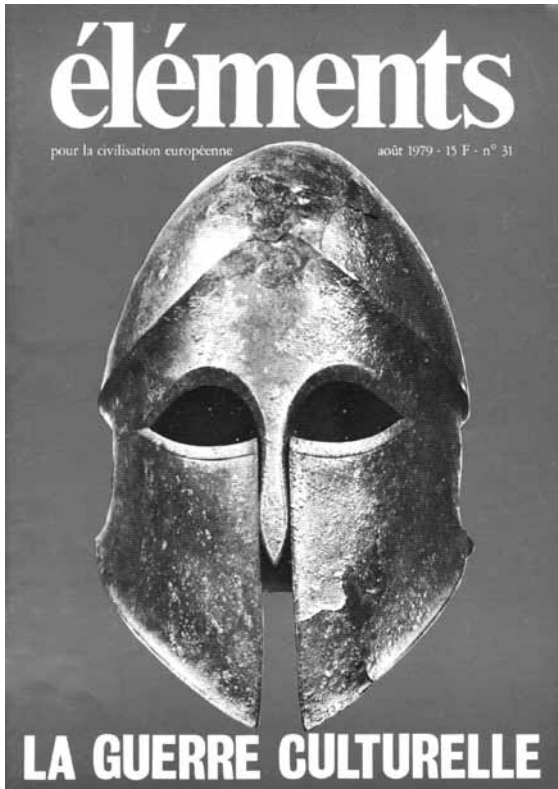
de Benoist: Von 1968 bis 1979 entwickelte die Nouvelle Droite sich ziemlich regelmäßig, nach einem sozusagen methodischen Schema. Die Kampagne von 1979 hat ihr zweifellos schwer zugesetzt. Persönlich habe ich viel daraus gelernt: Damals habe ich zum ersten Mal gewissermaßen von innen die Entwicklung einer derart breit angelegten Pressekampagne miterlebt. Das Interessante ist, daß der Nouvelle Droite seitens ihrer Gegner hauptsächlich ihr »Denken« vorgeworfen wurde, also ihre Eigenschaft als intellektuelle und kulturelle Bewegung. Damals ging man allgemein davon aus, daß die Rechte aus der Perspektive der Theorie nicht mehr relevant sei: »Linksintellektueller« galt als Pleonasmus, »Rechtsintellektueller« als Oxymoron. So veröffentlichten Mona Ozouf und Jean-Paul Enthoven beispielsweise am 2. Juli 1979 in *Le Nouvel Observateur* einen Artikel zur Nouvelle Droite unter dem Titel »Wenn die Rechte denkt ...« Wenn es allerdings darum ging, die Inhalte dieses Denkens zu benennen, wurden selbstverständlich die wildesten Hypothesen in die Welt gesetzt. Man sollte sich hier aber vor anachronistischen Vergleichen hüten. Von einigen Randerscheinungen abgesehen handelte es sich bei der Kampagne gegen die Nouvelle Droite im Sommer 1979 nicht um einen Ausdruck des »Antifaschismus« in jenem Wortsinn, wie er heute in Deutschland gebräuchlich ist. (Zumal damals der Front National längst noch nicht die politische Bedeutung hatte, die ihm später zukam.) Hätte es sich so verhalten, hätte man zweifellos einen anderen Namen als »Nouvelle Droite« gewählt. Denn dieser Begriff ist eher neutral und hat an sich nichts Diffamierendes. Er mißfiel uns aber, weil er einen allzu deutlichen politischen Beiklang hatte, der mir unangemessen erschien zur Bezeichnung einer Denkströmung, die sich niemals als tages- oder parteipolitischer Akteur verstehen wollte. Aber die Presse hätte sich eindeutig Schlimmeres einfallen lassen können. Mehrfache Versuche unsererseits, die Alternative »Nouvelle Culture« zu etablieren – auch dies ein recht mißverständliches Etikett –, blieben ohne großen Erfolg. Persönlich habe ich mich bemüht, dem ersten Wort (»Nouvelle«) stärkeres Gewicht zu verleihen als dem zweiten (»Droite«). Uns ging es nämlich darum, uns in aller Deutlichkeit von der »alten Rechten« zu distanzieren. Aber selbstverständlich gab es seit der Entstehung des Begriffs mancherlei Bemühungen zu beweisen, daß die »Nouvelle Droite« nicht neu sei (»Neue Rechte oder alles beim alten?« fragte René Rémond in einem Artikel, der am 20. Juli 1979 in *Le Monde* erschien) – oder aber, daß sie nicht rechts ist!

Welche Folgen hatte konkret die Verdrängung aus der bürgerlichen Presse und der Öffentlichkeit?

de Benoist: Zunächst muß man die Frage nach dem Erfolg oder Mißerfolg der Kampagne von 1979 stellen. Die Antwort fällt zwangsläufig zwiespältig aus. Einerseits hat diese Kampagne der Nouvelle Droite eine außerordentliche Bekanntheit verschafft. Wenn man im heutigen Zeitalter etwas oder jemanden ins Gerede bringt – und sei es auch, daß man noch so schlecht über ihn redet –, verschafft man ihm damit eine öffentliche Wirkung, die ihm unweigerlich zunutze kommt. Tödlich ist im Grunde nur das Schweigen (daher das deutsche Verb »totschweigen«, für das es leider im Französischen keine genaue Entsprechung gibt). Dank jener Kampagne wurde ich in zahlreiche Fernsehsendungen eingeladen, meine Bücher konnten bei größeren Verlagen erscheinen, ich arbeitete etwa zehn Jahre lang bei France-Culture mit, dem wichtigsten Kultursender im öffentlich-rechtlichen Radio. Andererseits hatte die Kampagne eine recht unerwartete und unerwünschte negative Wirkung. Sie brachte der Nouvelle Droite den Zulauf einer ganzen Reihe von Menschen, die dort nichts zu suchen hatten, entweder weil sie ihre Ideen nicht wirklich teilten oder weil sie sich ein falsches Bild von ihren Absichten machten. Um zu ihrem eigentlichen, natürlichen Publikum zurückzufinden, mußte die Nouvelle Droite eine Selektion in ihren eigenen Reihen vornehmen.

Ab 1981 sorgten Louis Pauwels' jähe Bekehrung zum Liberalismus (und zum Christentum) und der immer stärker werdende Druck, den die Werbeagenturen auf Robert Hersant ausübten, dafür, daß die Journalisten der Nouvelle Droite der Reihe nach beim *Figaro-Magazine* ausschieden. Zweifellos hätten wir dies vermeiden können, indem wir unsere Stand-

punkte abgemildert hätten, aber genau dies weigerte ich mich zu tun. Also hat die Nouvelle Droite ihren Kurs weiterverfolgt und sich wieder auf ihre eigenen Aktivitäten konzentriert, insbesondere auf ihre eigenen Veröffentlichungen. Zugleich hat sie dabei die zahlreichen Beziehungen intensiviert, die man bereits auf europäischer Ebene geknüpft hatte, vor allem in Italien, Spanien, Deutschland, Flandern und anderswo.



*Nicht Kampf, sondern Krieg; Augustausgabe 1979 der Zeitschrift *Éléments*.*

*Gab es so etwas wie langfristige Erfolge im »Kulturkrieg«?*

de Benoist: Auch hier kann die Antwort nur zwiespältig ausfallen. Sicherlich ist es uns nicht gelungen, den Lauf der Dinge oder die Entwicklung der Welt zu ändern, ja nicht einmal die bedeutenden Entscheidungsträger unserer Zeit dauerhaft zu beeinflussen! Dafür glaube ich behaupten zu können, daß die theoretischen Auseinandersetzungen, die wir angestoßen haben, eine Menge zum Kampf um die Ideen beigetragen haben – und auch weiterhin beitragen –, der sowohl in Frankreich wie im Ausland geführt wird: um die deutsche Konservative Revolution (die den Franzosen vor allem dank der Nouvelle Droite überhaupt ein Begriff ist), um den Themenkomplex Identität und Verwurzelung, um geopolitische Überlegungen, um Regionalismus und europäischen Föderalismus, um US-kritische Positionierungen, um eine Absage an marktwirtschaftliche Werte, Utilitarismus und als axiomatisch gesetzten Eigennutz und so weiter. Man müßte all dies aber natürlich im einzelnen untersuchen.

*Sie lehnen den Begriff »Neue Rechte« als Selbstbezeichnung heute ab. Wenn es dabei nicht nur um ein Spiel mit Worten geht: In welcher Hinsicht haben Sie Ihre Positionen seit 1979 so geändert, daß sie nicht mehr »rechts« sind?*

de Benoist: Dabei handelt es sich keineswegs um ein Spiel mit Worten, sondern vielmehr um die Weigerung, Worte zu benutzen, die ausgedient und kaum noch etwas mit der Wirklichkeit zu tun haben. Die Unterscheidung zwischen Links und Rechts ist mit der Moderne aufgekommen, im postmodernen Zeitalter spielt sie keine Rolle mehr. Im Laufe der vergangenen zweihundert Jahre hat sie dazu gedient, Anordnungen oder Polarisierungen des öffentlichen Raums zu beschreiben, die heute jegliche Relevanz verloren haben. Anders ausgedrückt, gab es historisch allzu viele verschiedene Formen der Rechten wie der Linken, als daß man sich heute als »rechts« oder »links« bezeichnen könnte, ohne sich Mißverständnissen auszusetzen. Wer sich »rechts« nennt, kann heute Demokrat oder Antidemokrat sein, Atlantiker oder Anti-Amerikaner, überzeugter Europäer oder Anti-Europäer, Liberaler oder Antiliberaler, für oder gegen den Kapitalismus, Revolutionär oder Konterrevolutionär, Universalist oder Feind jedes politischen Universalismus und so weiter.

Überdies muß man sich des historischen Moments bewußt sein, in dem man lebt. Sich 1968 als »rechts« zu bezeichnen, hieß zuvorderst gegen die intellektuelle Hegemonie der extremen Linken zu protestieren, die damals besonders stark ausgeprägt war. Heutzutage haben wir vor allem eine liberale Hegemonie, was die Lage nicht verbessert hat. Stärker noch als die »linken« sind es »rechte« Regierungen, die die Globalisierung, die Abschaffung von Grenzen, die Vernichtung von Volkskulturen und angestammten Lebensweisen, die Beherrschung der Welt durch die Logik des Kapitals und die Macht des Geldes vorantreiben. Je liberaler die Rechte wird, desto mehr stimme ich mit dem kritischen Denken der Linken überein. Das hindert mich nicht daran, den meisten der Grundsätze zuzustimmen, die Karlheinz Weißmann in seinem *Konservativen Minimum* aufführt. Aber dazu brauche ich nicht unter einem politischen Banner zu kämpfen. Konkrete Inhalte interessieren mich mehr als abstrakte Behältnisse.



Nur Latte-Macchiato-Rechte?

lesen und handeln.

BlaueNarzisse.de

www.blaunenarzisse.de | Printausgabe des Onlinemagazins

# Blaue Narzisse

Jugend-Kulturzeitschrift

#11  
Sept  
2009



**5 Jahre**  
**Blaue Narzisse**  
Von der Schülerzeitung  
zum Jungkonservativen  
Onlinemagazin

# Der Stand der Dinge

## Deutungen von Ursachen und Anlässen des Zweiten Weltkrieges

von Stefan Scheil

Der Zweite Weltkrieg ist immer noch jene Vergangenheit, die nicht vergehen will. Erst vor wenigen Wochen ging ein Sturm durch die bundesdeutsche Presselandschaft, als das russische Verteidigungsministerium einen Text ins Internet stellte, der eine wesentliche Verantwortung für den Krieg von 1939 der Republik Polen zuschob. Solche Vorwürfe wurden nicht unberechtigt erhoben. Aber: Ohne die scheinheilige Erneuerung des polnisch-sowjetischen Nichtangriffspakts im November 1938 und ohne das sowjetische Versprechen auf Waffenlieferungen im Kriegsfall gegen Deutschland, das der stellvertretende sowjetische Außenminister Potemkin im Frühjahr 1939 in Warschau abgegeben hat, hätte sich die Warschauer Führung im Rücken nicht frei für einen Kriegskurs gegen Deutschland fühlen können. Es ging den Sowjets darum, eine Mine unter Europa zu sprengen und dafür lieferte der deutsch-polnische Konflikt den nötigen Sprengsatz.

Mit dieser Betrachtung kommt man auf den Kern des Geschehens. Es lassen sich eine ganze Reihe von Staaten ausmachen, die im Jahr 1939 auf den Krieg zusteuerten. Entsprechend schwierig ist die Analyse der Absichten und Bedrohungslagen, aus denen heraus die Politik in den einzelnen Ländern damals gehandelt hat. Entsprechend abstrus ist die nach 1945 im Rahmen des Nürnberger Tribunals festgeschriebene Behauptung, es habe letztlich eine deutsche Alleinverantwortung vorgelegen. Dabei handelte es sich um eine bewußt in die Welt gesetzte Unwahrheit. Als die Nürnberger Anklagebehörde im Vorfeld des Prozesses feststellte, aus den erbeuteten deutschen Unterlagen gehe stets die Überzeugung hervor, Deutschlands Gegner hätten den Krieg erzwungen, sah sie sich vor Schwierigkeiten. So wurden Dokumente ungewisser Herkunft und unterschiedlicher Aussagekraft als angebliche Schlüsseldokumente in den Prozeß eingeführt, die diesem Eindruck scheinbar widersprachen. Dies sollte langfristig die Forschung beeinflussen, und noch im Jahr 2009 wird mit Verweisen auf die angeblich zu



Hitler als Stalins dummer Affe; amerikanische Karikatur, April 1940

wenig berücksichtigten Schlüsseldokumente gegen kritische Literatur polemisiert. Da auf der damals in Nürnberg formulierten Behauptung einer deutschen Alleinverantwortung wesentliche Teile der europäischen Nachkriegspolitik beruhten und beruhen, ist der Zweite Weltkrieg weiterhin ein Politikum von allererstem Rang. Mit dieser Feststellung muß ein Überblick zu dieser Sache beginnen, der sich selbst ernst nehmen will.

Die professorale deutsche Geschichtswissenschaft begann trotz des Nürnberger Tribunals zunächst recht unbefangen über die tieferen Ursachen der deutschen und europäischen Katastrophe nachzudenken. Ludwig Dehio legte 1948 mit *Gleichgewicht oder Hegemonie* gleich eine vollständige Theorie des europäischen Staatensystems der Neuzeit vor, in dem der Zweite Weltkrieg als letzter Abschnitt einer langen Abfolge von traditionellen Hegemonialkämpfen erschien. Deutschland wurde zwar als Auslöser des Krieges verstanden, stand aber in einer Reihe mit dem Spanien der expansiven Ära des 16. Jahrhunderts und dem Frankreich Ludwigs XIV. und Napoleon Bonapartes. Dehio schrieb europäische Geschichte. Dabei blieb aus seiner Perspektive die Frage im Grunde zweitrangig, wie sich dies auf der Ebene konkreter Diplomatie dargestellt habe.

Ludwig Dehio:  
*Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte*, zuletzt Darmstadt 1996.

Etwas näher ans Geschehen rückte die Memoirenliteratur der 1950er Jahre. Die Aufregung war groß, als Fritz Hesse 1953 in seinen Memoiren, dem *Spiel um Deutschland*, öffentlich in Frage stellte, daß Hitler den Krieg gegen Polen gewollt habe. Er selbst, so Hesse, sei als Mitarbeiter der Deutschen Botschaft am Abend des 2. September 1939 im Auftrag von Hitler zum englischen Premier Chamberlain geschickt worden, um den sofortigen Rückzug der in Polen eingerückten deutschen Truppen anzubieten. Auch von Schadenersatz für die beim Angriff entstandenen Verwüstungen sei die Rede gewesen, wenn im Gegenzug bloß Danzig zu Deutschland käme. Die englische Regierung habe das abgelehnt, da die Kriegserklärung beschlossene Sache sei und sich politisch nicht mehr aufhalten lasse.

Fritz Hesse: *Das Spiel um Deutschland*, München 1953.

Hesse wurde für seine Darstellung angefeindet. Er gehörte zu jenen potentiellen Zeugen, die den Nürnberger Prozeß in irgendwelchen alliierten Internierungslagern verbracht hatten und für den Prozeß »unauffindbar« waren. Es fand sich in den veröffentlichten englischen Akten zunächst auch keine Bestätigung für seine späte Aussage. Erst nach Jahren wurden von der englischen Regierung Belege dafür nachgeschoben, daß es diese Gespräche am Vorabend des englischen Ultimatums an Deutschland tatsächlich gegeben hat.

Die Diplomatiegeschichte selbst ließ sich Zeit mit der Erforschung der nationalsozialistischen Außenpolitik. In Deutschland lag bis in die 1960er Jahre nicht einmal das Archivmaterial des Auswärtigen Amtes vor, das die Alliierten nach 1945 beschlagnahmt hatten und nur zögerlich zurückgaben. Der Zugang zu den Dokumenten der deutschen Kriegsgegner

war zu keiner Zeit zwischen 1945 und heute vollständig gewährleistet, phasenweise völlig unmöglich. Erst die von den Alliierten vorgenommene Edition der Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik stellte wenigstens deutsches Archivmaterial in veröffentlichter Form bereit – wenn man als Historiker bereit war, Auswahl und Echtheit der Edition zu akzeptieren. Zuvor mußte auf die bis dahin vorliegenden Erinnerungsbände, das Anklagematerial aus dem Nürnberger Prozeß und auf die von deutscher Seite bis 1945 veröffentlichten Akten und Dokumente zurückgegriffen werden, wozu jedoch offenbar in Deutschland wenig Neigung bestand.

Der Schweizer Historiker Walther Hofer nahm sich dagegen ein Jahr nach Fritz Hesse dem Thema Kriegsausbruch an. Es ging ihm um die »Verteilung von Schuld und Verantwortung«, und er verteilte eindeutig: Schuld war Deutschland. Hitler habe den Weltkrieg »entfesselt«, wie die brillante Titelwahl lautete. Hesses Aussagen über das deutsche Rückzugsangebot aus Polen berücksichtigte Hofer überhaupt nicht. Nirgends zu finden war bei ihm auch die wohlbekannte Äußerung des polnischen Botschafters Lipski am letzten Friedenstag, er müsse sich nicht um deutsche Verhandlungsangebote kümmern, gleich welcher Art sie seien. Polnische Truppen würden bald siegreich auf Berlin marschieren. Hofers Darstellung unterschlug sogar den gesamten Besuch des englischen Diplomaten Forbes und des schwedischen Vermittlers Dahlerus in der polnischen Botschaft, bei dem diese Äußerung fiel. Bei dieser Gelegenheit wurden noch einmal die schriftlich ausformulierten deutschen Verhandlungsvorschläge übergeben, von denen es später von polnischer Seite und auch bei Hofer hieß, sie seien der polnischen Regierung nicht bekannt gewesen. Lipski legte das Papier mit den Vorschlägen nur zur Seite und sagte, er könne nicht lesen, was dort stehe.

Trotz solcher Schwächen ist die Studie des Schweizer Historikers ein klassisches Vehikel der bundesdeutschen Vergangenheitsbewältigung geworden und geblieben. Die Schuldigen waren schnell aufgezählt. Im Zentrum standen ein Deutschland, dessen Sicherheitsbedürfnisse und machtpolitische Ziele von vornherein illegitim waren und eine Sowjetunion, die sich zwar opportunistisch an der Entfesselung des Krieges beteiligte, dabei aber vorwiegend auf die eigene Sicherheit bedacht war. Die Politik der Republik Polen blieb für Hofer nur eine Funktion der Westmächte, die Westmächte selbst galten ihm als friedlich.

Zu Beginn der 1960er Jahre kam es dann zu den bekannten Kontroversen über den Kriegsausbruch des Jahres 1939. Sie verbinden sich vorwiegend mit den Namen A. J. P. Taylor, David Hoggan und erneut Walther Hofer. David Hoggan legte gleich mehrere schwergewichtige Untersuchungen über die Vorgeschichte des Jahres 1939 vor, in denen er die Verantwortung anders als Hofer verteilte und den Zweiten Weltkrieg als Krieg Englands und Polens gegen Deutschland darstellte. Dies führte ebenso wie Taylors Durchleuchtung der Jahre 1938/39 zu öffentlichen Auseinandersetzungen auch in den großen deutschen Printmedien wie dem *Spiegel*. Sie können als bisheriger Höhepunkt der Debatte über den Kriegsausbruch gelten, soweit sie vor großem Publikum in Deutschland ausgetragen wurde. Danach wandte sich die Öffentlichkeit zu Beginn der 1960er Jahre auch als Folge der Eichmann- und Auschwitzprozesse von diplomatiegeschichtlichen Betrachtungen ab und sah den Weltkrieg aus anderer Perspektive. Ganz in den Hintergrund trat dabei die aktive antinationalsozialistische Politik, die 1938/39 von Politikern und gesellschaftlichen Gruppen in England und den Vereinigten Staaten betrieben worden war, einem Gemisch aus liberalen, christlichen, konservativen wie jüdischen Initiativen. Diese Entwicklung wurde in Deutschland von der Etablierung eines neuen geschichtswissenschaftlichen Establishments begleitet, das damals in den Personen Hans-Adolf Jacobsen und Andreas Hillgruber seine herausragenden Repräsentanten hatte. Beide waren führend an dem Projekt beteiligt, in der zeitgeschichtlichen Forschung die erstaunliche Behauptung durchzusetzen, Hitler habe einen »Stufenplan« zur Welteroberung besessen, als dessen Etappe der Polenkrieg von 1939 zu deuten sei. Erstaunlich ist diese Behauptung zu nennen, da sich bei genauem Hinsehen recht schnell herausstellt, daß die Redewendung eines Stufenplans zur Eroberung der UdSSR, eines Hitlerischen »Programms« zur Eroberung von Lebensraum oder gar eines »Weltblitzkriegs« auf bloßen Mutmaßungen basieren. Es gibt keinen »quellenmäßigen Beleg« für die von ihm angenommenen »Stufenpläne« Hitlers zur Erreichung der Weltherrschaft, schrieb sogar Andreas Hillgruber selbst.

A.J.P. Taylor: *The Origins of the Second World War*, zuletzt London 1991.

Andreas Hillgruber: *Hitlers Strategie*, Bonn 1993.

Dies hinderte ihn nicht, das Phantom dieser nicht nachweisbaren Stufenpläne zum Leitmotiv seiner Habilitationsschrift zu machen, dies zusammen unter anderem mit Jacobsen als Forschungsstandard durchzusetzen.

In den letzten Jahren ist diese einseitig auf Deutschland und Hitler fixierte Deutung der Dinge in vieler Hinsicht wieder in Frage gestellt geworden. In einem vielgelesenen Buch blickte Gerd Schultze-Rhonhof auf den »Krieg, der viele Väter« hatte. Andere nahmen die Sowjetunion ins Blickfeld, wo der Krieg bereits vor Hitlers Machtergreifung von 1933 geplant und konkret vorbereitet worden war. Wie kommunistische Veteranen schon in den vierziger Jahren im Westen ausgesagt hatten, sollte von Moskau aus mit Hilfe der Gegensätze zwischen den europäischen Nationalstaaten ein europäischer Krieg erzeugt werden, in den die Sowjets siegreich einzugreifen gedachten. Mit Blick auf Deutschland folgte daraus die Strategie, dort die Machtergreifung einer möglichst radikalen Fraktion von Nationalisten zu fördern, schließlich auch die Machtergreifung der Nationalsozialisten. Neben den wissenschaftlich nicht sauber erarbeiteten Veröffentlichungen Viktor Suworows, der allerdings in der Beschreibung dieser Dinge durchaus richtig lag, konnte insbesondere Bogdan Musial in jüngerer Zeit Quellenmaterial erschließen, aus dem sowjetische Angriffsabsichten auf Europa seit 1932 zweifelsfrei hervorgehen. Seine Studie zum »Kampfplatz Deutschland« blieb allerdings dennoch in wichtigen Fragen unbefriedigend. So legte Musial einerseits dar, daß alles weitgehend der Wirklichkeit entsprach, was die Nationalsozialisten seit den zwanziger Jahren immer über die sowjetischen Pläne gedacht und ausgesprochen hatten, daß sie aber davon angeblich nichts Konkretes wußten. Die internationale Politik wurde hier zur Farce erklärt.

Zu einer eben solchen Farce zählt genauso das oft beschworene Bild eines unprovokierten deutschen Angriffs auf Polen am 1. September 1939. Auch die polnische Regierung dachte sich etwas, als sie auf Konfrontationskurs zu Deutschland ging, ein Offensivbündnis mit den Westmächten schloß und offen mit Krieg drohte. Der Autor dieser Zeilen hat wiederholt darauf hingewiesen, daß dies der in Warschau gehegten Überzeugung entsprach, angebliches historisches Unrecht durch Eroberung weiter Teile Ostdeutschlands korrigieren zu müssen.

Wenn sich im September 2009 der Beginn des deutsch-polnischen Krieges zum siebzigsten Mal jährt, wird auch über Grenzzwischenfälle gesprochen werden, etwa über den von Gleiwitz. An der deutsch-polnischen Grenze wurde Ende August dieses Jahres tatsächlich täglich geschossen – von beiden Seiten. Der Autor konnte im Bundesarchiv entsprechende Dokumente ermitteln. Ein deutscher Armeebefehl gab das Feuer bereits am 21. August frei, für den Fall polnischer Grenzverletzungen »in offensichtlich kriegerischer Absicht«. Ein anderer Befehl wies zugleich darauf hin, daß aus polnischen Grenzverletzungen durch reguläre Truppen oder irreguläre Verbände keine ausgedehnten Kampfhandlungen entstehen dürften. Es ging für beide Seiten darum, die Verantwortung für einen heißen Krieg möglichst auf den Gegner abzuladen. Diesen Nervenkrieg habe Deutschland verloren, meldete ein polnischer Sender Ende August.

Es gab jedenfalls Anlaß, mit polnischen Übergriffen zu rechnen. Die polnische »Besetzung von Gleiwitz« werde auf der polnischen Seite der Grenze lebhaft begrüßt, diese Nachricht brachte Anfang September ein Verbindungsmann aus Myslowitz. Man erwarte in der Bevölkerung dort mehr in dieser Hinsicht. Ähnliches enthielten die Nachrichten aus der polnischen Armee. Polnische Offiziere unterrichteten die Einheiten mündlich über das »Vorrücken der polnischen Armee nach Berlin«, hieß es am sechsten September 1939. Es werde den Mannschaften erklärt, daß die polnischen Truppen bereits Danzig, halb Ostpreußen und Gleiwitz besetzt hätten.

Bis es so weit kommen konnte, mußte in vielen Staaten viel geschehen. Wer deutsche Mitverantwortung sucht, wird sie nicht in Welteroberungsplänen und Überfällen finden, sondern in den antijüdischen, antichristlichen, antikapitalistischen und antikommunistischen Spitzen der nationalsozialistischen Diktatur, die zwangsläufig eine große Zahl an Gegnern auf sich ziehen mußten. Für 1939 ist eher Hitlers Versprechen vom Mai kennzeichnend, nicht der »Idiot zu sein, der wegen Polen in einen Krieg schlidert«. Das ändert am Gesamturteil nichts: Die »Entfesselung« des europäischen Krieges, der später zum Zweiten Weltkrieg wurde, ist eine »vereinigte Entfesselung« gewesen. Sobald sich das herumgesprochen hat, wird dieser Krieg vielleicht auch endlich Vergangenheit sein.

Gerd Schultze-Rhonhof:  
*1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte*, München 2008.

Bogdan Musial:  
*Kampfplatz Deutschland. Stalins Kriegspläne gegen den Westen*, Berlin 2008.

Stefan Scheil: *Fünf plus Zwei. Die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinigte Entfesselung des Zweiten Weltkriegs*, zuletzt Berlin 2009.

# Mythen – Das emotionale Fundament der Nationen

von Wolfgang Dvorak-Stocker

Politische Mythen sind als »ideologisierende Erzählungen« heute diskreditiert. Die BRD versteht sich als aufgeklärtes, mythenloses Gemeinwesen. Und doch ist mythisches Denken heute noch lebendig, ja unverzichtbar.

Mythen sind Ursprungsgeschichten, in denen es nicht darum geht, irgendein lange zurückliegendes Ereignis zu schildern, sondern darum, die Gegenwart zu erklären. Unter nationalen Mythen verstehen wir historische und sagenhafte Ereignisse, in denen in paradigmatischer Weise Wesen und geistiger Bestand einer Nation deutlich werden. Mythen sind idealtypische Erzählungen mit appellativem Charakter, die in emotionsgeladenen Geschichten erzählt werden. Appellativ heißt, daß sie eine Bedeutung haben für unser heutiges Sein und Tun und Wollen. Sie erklären nicht nur das geschichtliche Gewordensein der Nation, sondern weisen ihr auch den Weg in die Zukunft. Ihre Botschaft lautet: Wie es war, so wird es sein. In der mythischen Weltsicht wird die Nation als numinose Wesen gesehen, das eine Geschichte und eine Zukunft hat und seine Identität durch die Zeitaläufe bewahrt. Als solches ist sie in jedem einzelnen in substantieller Weise anwesend und nicht bloß etwas subjektiv Gefühltes. Wird die Nation als bloße Willensgemeinschaft verstanden, dann könnte jede Generation von neuem bestimmen, welche Inhalte sich diese Willensnation gibt. Der Blick auf die Geschichte lehrt aber, daß im Gegenteil ein gewisses Maß an Kontinuität des Strebens der einzelnen Nationen feststellbar ist. Dabei handelt es sich nicht nur um geopolitische Notwendigkeiten, denen sich jede Generation von neuem fügt, sondern es ist eindeutig auch die Geschichte, deren Aufträge jede Generation zu erfüllen trachtet. Wie ein Mensch im Laufe seines Lebens manche Ansichten revidiert, lernt und sich verändert, so kann sich auch das Selbstverständnis einer Nation im Laufe der Zeiten ändern. Nur ist dies ein kontinuierlicher Prozeß, der stets versucht, Veränderungen aus der Vergangenheit heraus zu legitimieren. Und zwar immer – auch dann, wenn, wie dies bei den heutigen Deutschen der Fall ist, eine Nation ihre Gegenwart als Bruch mit der Vergangenheit definiert.

Kurt Hübner: *Das Nationale*, Graz 1991.

Kurt Hübner: *Die Wahrheit des Mythos*, München 1985.



Die hier beschriebene mythische Weltsicht steht nicht in Konkurrenz zur wissenschaftlichen, sondern bildet ein eigenes System, das seine eigene Berechtigung hat. Sie zeigt uns Aspekte der Wirklichkeit, die genauso real sind, wie jene Aspekte, die uns die Wissenschaften zeigen – ähnlich wie ein Forstwirt bei einem Waldspaziergang etwas anderes wahrnehmen wird, als ein Künstler, dem es auf das Spiel des Lichts und die seelische Erfahrung der Natur ankommt. Beide sehen Unterschiedliches, und doch ist der Realitätsgrad der einen Erfahrung nicht geringer als der der anderen.

Die nationalen Mythen bilden »das emotionale Fundament der Nation«. In den Mythen tritt mir mein Volk, wie es an sich ist, entgegen. Das gilt in indirekter Weise für den ganzen Bereich der Kultur, wo es um das Volkhafte geht – vom Volkslied bis zur Ballade. Schon Goethe sprach davon, daß der Erzieher die Kindheit hören muß und »nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit und nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will«. Das Fundament der inneren Beziehung zum eigenen Volk muß also in der »Volkheit« liegen, in den Mythen und der Kultur des eigenen Volkes, und ist unabhängig von den positiven oder negativen Erfahrungen, die man mit einzelnen Repräsentanten desselben macht.

Wichtig ist festzuhalten, daß historische Mythen nicht isoliert im Raume stehen, sondern miteinander verbunden sind. So spiegelt sich der zentrale deutsche Mythos vom Freiheitskampf des Arminius gegen die Römer im Mythos der Befreiungskriege gegen Napoleon, und beide werden zur Legitimierung herangezogen, wenn die deutsche Nationalbewegung im 19. und 20. Jahrhundert das Ideal echter, germanischer Freiheit im Gegensatz zu den westlichen Ideen von Liberalismus und Demokratismus zu bestimmen sucht. Augenscheinlich wird solche historische Korrespondenz an einer von dem Künstler Emile Chatrousse errichteten Statue, die Vercingetorix und Johanna von Orléans Hand in Hand zeigt – zwei historische Gestalten, deren Lebenszeit fast anderthalb Jahrtausende auseinanderliegt, die für das Selbstverständnis Frankreichs aber dieselbe Botschaft verkünden. Mythen beinhalten einen Hoffnungsaspekt, ein Versprechen für die Zukunft.

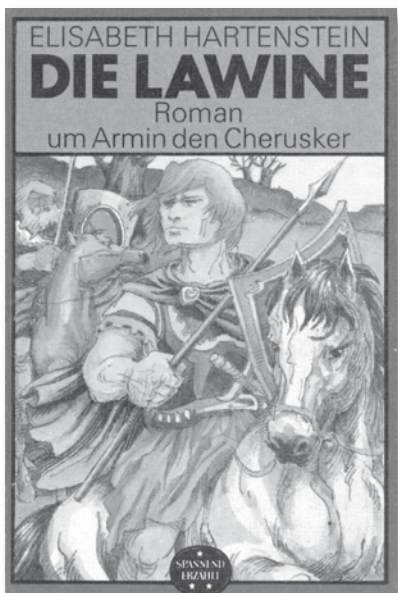
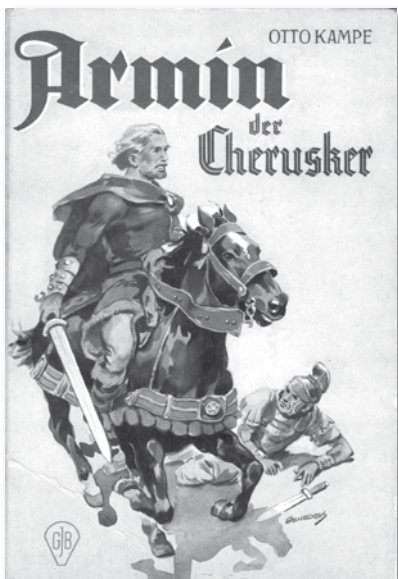
Ihre Wirkung entfalten sie durch narrative Variation, ikonische Verdichtung und rituelle Inszenierung. Narrative Variation meint, daß ein Mythos in den verschiedensten literarischen Gattungen, von der Erzählung über das Gedicht und die Anekdote bis hin zur wissenschaftlichen Abhandlung, immer wieder neu erzählt wird. Ikonische Verdichtung bedeutet, daß alle dasselbe Bild vor Augen haben: Friedrich der Große ist als der »Alte Fritz« heute noch Mythos, während Jugendbildnisse des Königs kaum noch bekannt sind. Rituelle Inszenierung letztlich heißt, daß solche Mythen im Zuge von öffentlichen Feiern und Festtagen immer neu ins öffentliche Bewußtsein geholt werden.

Als emotionales Fundament der Nationen sind die Mythen deshalb unverzichtbar, weil, worauf Karlheinz Weißmann hingewiesen hat, Nationalbewußtsein ein geistiger und kein natürlicher Sachverhalt ist. »Anders als die Liebe zur Familie ist die Vaterlandsliebe nicht auf eine überschaubare Gruppe bezogen, anders als für die Heimatliebe gibt es für den Nationalismus kein Territorium, das der Einzelne in jedem Winkel kennt.« In dieser Hinsicht kann man Ernest Renans Definition zustimmen, daß Nationen »geistige Wesen [sind], die existieren, solange sie in den Köpfen und Herzen der Menschen sind und die erlöschen, wenn sie nicht mehr gedacht werden«. Die Nation ist die geistige Dimension des Volkes, an der beileibe nicht jeder, der diesem biologisch angehört, Anteil nehmen muß.

Die wichtigsten Mythenquellen bilden die großen geschichtlichen Herausforderungen wie Freiheitskriege und das Ringen um nationale Einigkeit. Dabei sind auch heroische Niederlagen mythenfähig. »Generell für die europäischen Nationen läßt sich sagen, daß es ihnen nicht einmal in erster Linie auf den Sieg ankommt, sondern auf Standhaftigkeit im Unglück, auf Heldenmut gegenüber einem zahlenmäßig überlegenen Feind und auf das Opfer des eigenen Lebens in höchster Gefahr. Das sind die Quellen der Legitimität der Nation und Unterpfänder ihres Rechtes, in Freiheit und Einigkeit zu leben.« (Etienne François / Hagen Schulze)

Karlheinz Weißmann:  
*Nation?*, Bad Vilbel 2001.

Etienne François und  
Hagen Schulze: *Das  
emotionale Fundament  
der Nationen*, in: Monika  
Flacke (Hrsg.): *Mythen der  
Nationen. Ein europäisches  
Panorama*, München 2001.



*Kontinuität des Mythos, Jugendbücher über Arminius aus dem Kaiserreich, der Bundesrepublik und der DDR.*

Es ist für die Wirkmacht eines Mythos auch nicht wichtig, ob sich das historische Ereignis genau so, ganz anders oder überhaupt nicht zugetragen hat. Heute weist die kritische Wissenschaft gerne darauf hin, daß nationale Mythen Konstrukte sind und allenfalls einen geschönten Teil der historischen Realität wiedergeben. Doch darauf kommt es nicht an, denn die Funktion von Mythen ist, daß sie Kontingenz wegerzählen und damit Geschichte als sinnvoll und zielgerichtet verstehbar machen. Auch der angeblich aufgeklärte linke Zeitgeist ist von Mythen bestimmt, also von emotionsgeladenen »Erinnerungen«, die nicht unbedingt viel mit der historischen Wirklichkeit zu tun haben müssen. Aber das sagt eben nichts über die bewußtseinsbildende Kraft aus, die ein Mythos zu entfalten vermag. Welche Mythen gepflegt und welche entmythologisiert werden, ist nur eine Frage der Macht und des Zeitgeistes.

Auch die Unterscheidung zwischen »echten« und »falschen« Mythen ist irrig. Darin wird zwischen solchen Mythen unterschieden, die »spontan entstanden« sind und solchen, die zur Erreichung politischer Zwecke bewußt »gemacht« wurden. Aber nationale Mythen wurden immer von den Bildungsschichten eines Volkes entdeckt, ausformuliert und dem Volk über verschiedene literarische Gattungen nahegebracht. Daß die Freiheit in den germanischen Wäldern zu Hause war, daß der Wille, frei und niemandem untertänig zu sein, ein spezifisch germanischer Wesenszug sei, entdeckten die humanistischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts bei Tacitus. Dieser Gedanke wird dann von den Barockpoeten weitergetragen und prägt schließlich die deutsche Nationalbewegung im 19. Jahrhundert ganz entscheidend. Auch dies ein echter Mythos, der einerseits historische Wurzeln hat, andererseits in der Gleichsetzung – Freiheitsinn = germanisch – natürlich ahistorisch ist. Auch abstrakte Begriffe – wie zum Beispiel »Preußen« oder »Reich« – können also zu Mythen werden.

Heute scheint die mythische Sicht der Nation obsolet geworden zu sein. In ihr stehen nicht nur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer lebendigen Beziehung, sondern auch Ganzes und Teil: die Nation ist in allen, in jeder einzelnen Person substantiell anwesend. Der einzelne kann sich diesem Verhältnis nicht entziehen, er kann es nur in der einen oder anderen Weise interpretieren. Heute spricht man aber lieber von »Gesellschaft«, deren Wesen es ja ist, daß man in sie nach Belieben ein- und wieder austreten kann. Doch diese Sichtweise trägt nicht: zum Beispiel beim Thema Wehrdienst. Aus der Tatsache, Wähler, Steuerzahler oder Sozialhilfeempfänger zu sein, kann ich nicht die Verpflichtung ableiten, für einen bestimmten Staat unter bestimmten Umständen auch sterben zu müssen. Diese immer noch an jeden gesunden jungen Mann ergehende Forderung läßt sich nur aus einem mythischen Verständnis der Nation heraus ableiten, insofern als der einzelne ohne innere Teilhabe an seiner Nation nicht wahrhaft zum Menschen werden kann.

Und auch einer der prägendsten Mythen unserer Zeit setzt wiederum dieses mythische Verständnis der Nation voraus: Auschwitz. Ein Jürgen Habermas, der ursprünglich jede traditionelle nationale Identität ablehnte und verkündete, alle »Gesellschaftsmitglieder« sollten sich ihre eigene Identität selbst entwerfen, brach mit dieser seiner Haltung, als er erkannte, daß dann die heutigen Deutschen für Auschwitz auch nicht mehr in die Pflicht zu nehmen wären. So verkündete er 1987,

unsere Identität sei bestimmt »durch ein geschichtliches Milieu, das uns erst zu dem gemacht hat, was und wer wir heute sind. Niemand von uns kann sich aus diesem Milieu herausstehlen, weil mit ihm unsere Identität sowohl als Individuum wie als Deutsche unauflöslich verwoben ist«. Zitate dieser Art lassen sich ohne Ende finden. So bezeichnete Joschka Fischer »Auschwitz« als »Fundament« der Bundesrepublik Deutschland. Und Verteidigungsminister Peter Struck erklärte am 29. Mai 2008 im Bundestag: »Mit der systematischen Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden während der Nazizeit haben die Deutschen unendliche Schuld auf sich geladen – eine Schuld, die niemals vergeht.« Niemals. Damit sind wir bei der »zeitlosen Immer-Gegenwart« des Mythos, von der Thomas Mann gesprochen hat.

Auschwitz – damit ist nicht das konkrete historische Geschehen an diesem Ort gemeint, sondern jener Komplex an Vorstellungen, der damit verbunden ist – ist ein klassischer Mythos. Wirklich ergriffen hat er die Deutschen erst, als sich die heutigen Mythenproduzenten – Film und Fernsehen – seiner annahmten und er bildfähig wurde. »Auschwitz«, das meint die einseitige Verteilung von Gut und Böse im Zweiten Weltkrieg, die Kollektivschuld der Deutschen, ja ihre geschichtliche Widerlegung als Nation. Dieses »Auschwitz« ist zum tragenden Mythos der Bundesrepublik Deutschland geworden, und daher mußten all jene Kräfte bekämpft werden, die eine Relativierung dieses Mythos bewirken hätten können. Daher die zunehmende Verdrängung des Schicksals der Vertriebenen, der Geschichte Ostdeutschlands, des Bombenkrieges und so weiter aus dem öffentlichen Bewußtsein. Daher die Medienkampagne gegen den Film *So weit die Füße tragen* im Jahr 2001, der als Tabubruch aufgefaßt wurde, schilderte er doch die Geschichte eines »deutschen Opfers«.

Dieser Film stand damals ziemlich allein auf weiter Flur. Doch seither wurden der Untergang Dresdens, die Flucht aus Ostpreußen und die aus Schlesien, der Untergang der »Wilhelm Gustloff«, die Massenvergewaltigungen durch die Rote Armee und mit der Gestalt des Roten Barons sogar ein deutscher Kriegsheld zu Themen von Filmen. Mögen diese auch »pc« und teilweise sogar historisch unrichtig sein, handelt es sich dennoch um eine Trendwende. Die Vorsitzende des Zentralrates der Juden, Charlotte Knobloch, hat dies klar erkannt. Sie sprach von einem »erinnerungspolitischen Gezeitenwechsel« und bestand darauf, »daß die Shoa und eben nicht die deutsche Leid-Erfahrung zentrales Motiv unserer Erinnerungskultur bleiben muß«. Doch diese Forderung dürfte ungehört verhallen. Ein neues Eigenbewußtsein der Deutschen als Nation ist im Entstehen. Es zeigt sich unter anderem darin, daß der Stolz auf die Aufbauleistung nach dem Zweiten Weltkrieg allen Umfragen zufolge in den letzten dreißig Jahren kontinuierlich gewachsen ist – obwohl oder gerade weil der Anteil jener größer geworden ist, die sie selbst nicht mehr miterlebten. Es zeigt sich auch im unbefangenen Umgang mit den eigenen Nationalsymbolen bei Fußballspielen, der so noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen wäre. Natürlich ist all dies noch völlig unpolitisch, aber es weist auf einen sich vollziehenden Mentalitätswandel hin.

Vielleicht lieferte die Wiedervereinigung die Initialzündung. Sie hätte alle Elemente in sich vereinigt, einen positiven Gründungsmythos des neuen Deutschlands zu bilden. Das ist von der Politischen Klasse und den Intellektuellen bewußt vermieden worden, aus Angst vor den Wirkungen, den ein solcher Mythos entfalten könnte. Bis heute gibt es keine positiven nationalen Mythen, auf die die BRD Bezug nimmt. Ein fataler Fehler, wie Herfried Münkler meint: »Ohne Groß Erzählungen von schwierigen Situationen, in denen die Altvorderen in vorbildlicher Weise gehandelt und ihre Herausforderungen bewältigt hatten, fehlt es an Beispielen, auf die man verweisen und aus denen man Vertrauen und Zuversicht schöpfen kann. Vermutlich ist das einer der wichtigsten Beiträge, die die politischen Mythen zur Stabilität von Staaten und Nationen leisten: daß sie Selbstvertrauen und Selbstsicherheit schaffen.« Sie mobilisieren Engagement für herausfordernde Aufgaben, wie das Kosten-Nutzen-Rechnungen niemals können. Deutschland kann sich, so Münkler, sein Desinteresse in dieser Frage nicht mehr leisten. Das Ergebnis freilich bleibt offen: »Die politische Zukunft eines Gemeinwesens hängt in hohem Maße davon ab, wer über diese Groß Erzählungen verfügt.« Das müssen nicht unbedingt die Machthaber sein. Die Geschichte nennt Gegenbeispiele.

Klaus von See: *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*, Heidelberg 1994.

Peter Dürrmann: *Heimat und Identität. Der moderne Mensch auf der Suche nach Geborgenheit*, Tübingen 1994.

Herfried Münkler: *Die Deutschen und ihre Mythen*, Berlin 2009.

# Biopolitik und Sozialstaat

von Felix Menzel

Die Schriftstellerin Juli Zeh entwirft in ihrem neusten Roman *Corpus Delicti* für die Mitte des 21. Jahrhunderts eine Gesundheitsdiktatur: METHODE kann sich nach dem Kollaps der sozialen Sicherungssysteme etablieren, weil sie gründlich mit den Ideologien des 20. Jahrhunderts aufgeräumt hat: »Im Gegensatz zu allen Systemen der Vergangenheit gehorchen wir weder dem Markt noch einer Religion. Wir brauchen nicht einmal den bigotten Glauben an eine Volksherrschaft ... Wir gehorchen allein der Vernunft, indem wir uns auf eine Tatsache berufen, die sich unmittelbar aus der Existenz von biologischem Leben ergibt ... Wir haben eine METHODE entwickelt, die darauf abzielt, jedem Einzelnen ein möglichst langes, störungsfreies, das heißt gesundes und glückliches Leben zu garantieren.«

Bereits vor diesem Roman hat Juli Zeh interessante Ansichten über die Grundlagen des Lebens und den Sozialstaat geäußert. So kritisierte die fünfunddreißigjährige Autorin und Juristin in den letzten Jahren Pläne der Bundesregierung, mehr Sicherheit zu Lasten von bürgerlichen Freiheiten zu schaffen. Bedenklich erscheint ihr auch, daß der Staat klammheimlich weitere Kontrollmechanismen eingeführt hat, die ganz anderen Zwecken dienen. In einem Artikel für die *Zeit* schrieb sie im Oktober 2007: »Die Regierung hat nicht weniger vor, als das Privateste, Intimste, das uns zu eigen ist, zur Staatssache zu erheben: den menschlichen Körper.« Sollte der Staat bei diesem Vorhaben erfolgreich sein, würde dies zu einer Bevormundung »beim Sex, beim Sport, beim Essen, beim Glühbirnenwechsel im Badezimmer – letztlich bei jeder denkbaren Alltagsbewegung« führen.

Daß der deutsche Sozialstaat in seiner jetzigen Form nicht ewig bestehen wird, kann sich jeder ausrechnen, der die Bevölkerungspyramide unseres Volkes betrachtet. Keinesfalls steht jedoch fest, was danach kommt.

Juli Zeh: *Corpus Delicti*,  
Frankfurt a.M. 2009.

Juli Zeh: *Vom Sozialstaat  
zum Kontrollsystem*,  
nachzulesen in:  
*ZEIT online*.

Zehs Szenario von einer Gesundheitsdiktatur ist also eine von vielen denkbaren Möglichkeiten. Anders als die Orwellschen Dystopien betont *Corpus Delicti* besonders die biopolitische Dimension totalitärer Staaten und macht damit deutlich, was auf dem Spiel steht. Es ist das Selbstverständnis der Gattung Mensch.

Diese Einsicht muß schockieren, denn sie stellt uns vor Probleme, »die für Menschen zu schwer sind, ohne daß sie sich vornehmen könnten, sie ihrer Schwere wegen unangefast zu lassen«, wie Peter Sloterdijk in *Regeln für den Menschenpark* festgestellt hat. Wagen wir uns dennoch heran und stellen die entscheidende Frage: Wollen wir den Staat über uns als Gattung entscheiden lassen oder nehmen wir das selbst in die Hand – auch wenn wir das Ausmaß unserer eigenen Entscheidungen nicht überblicken können? Durch biotechnische Innovationen wird der menschliche Körper immer mehr zu einer molekularen Software. Es kommt also darauf an, wer sie bedient, programmiert und welche Grenzen durch die Hardware gesetzt sind.

Meisterhaft verdrängt die Öffentlichkeit bisher diese brisanten Fragen. Stattdessen finden in ihrer Arena Duelle in Teildisziplinen der Biopolitik statt. Man streitet über Gender-Mainstreaming, den biometrischen Paß, Stammzellenforschung, Sterbehilfe, das Rauchverbot in Gaststätten, Abtreibung und Drogenlegalisierung, vergißt dabei aber den Zusammenhang zwischen all diesen Konfliktherden. Und selbst für Einzelthemen kann man schwer eine breite Öffentlichkeit interessieren. Aus Protest gegen den bei der Einreise in die USA verlangten DNA-Fingerabdruck lehnte der italienische Philosoph Giorgio Agamben, der die Biopolitik-Debatte mit seinem *homo sacer* maßgeblich geprägt hat, im Frühjahr 2004 eine Gastprofessur an der New Yorker Universität ab. Dafür interessierte sich niemand. Erst als Agamben die biopolitischen Maßnahmen der USA mit der Tätowierung von KZ-Häftlingen in Verbindung brachte, entwickelte sich eine öffentliche Diskussion. Nur mit Hilfe des verbalen »Auschwitz-Hammers« gelang es hier, das Desinteresse für Biopolitik zu durchbrechen.

Der französische Historiker und Philosoph Michel Foucault suchte zeit seines Lebens nach verborgenen Mechanismen der Macht unter der Oberfläche des allgemein Bekannten. Bei seiner Forschungsarbeit in den 1970er Jahren fiel ihm auf, daß sich seit dem 17./18. Jahrhundert die Territorialstaaten zunehmend in Bevölkerungsstaaten verwandelten. Modelliert man den Staat als eine irgendwie geartete Verwaltungsform für Territorium und Bevölkerung, sind unterschiedliche Ausprägungen davon in der Wirklichkeit zu finden. Das fängt beim Minimalstaat an, der sich nur um die innere und äußere Sicherheit kümmert. Weiter geht es mit liberalen Staaten, die die Rahmenbedingungen für Wirtschaft, Wissenschaft und das soziale Zusammenleben vorgeben, sowie Wohlfahrtsstaaten, vor denen kein sozialer Bereich mehr sicher ist. Am anderen Ende des Kontinuums stehen schließlich totalitäre Staaten, die sogar auf die Formierung des Privaten aus sind und jeden überwachen und kontrollieren.

Unter der Herrschaft dessen, was Foucault als biopolitisches Paradigma bezeichnet, steht das nackte Leben im Zentrum der Verwaltungs- und Kontrollbegierde des Staates. Dieser richtet seine Tätigkeiten in einem hohen Maße auf die Bevölkerung aus. Dabei bedient er sich insbesondere zweier Machttechnologien: Zum einen diszipliniere er die Körper der Individuen und zum anderen reguliere er die Bevölkerung (etwa über das Auswerten von Geburtenraten).

Unter führenden Wissenschaftlern gilt das Anbrechen eines biotechnischen Zeitalters als Nachfolger der Informationsgesellschaft als derzeit wahrscheinlichste Prognose. Die Konjunktur der Biopolitik dürfte sich deshalb positiv entwickeln, und tatsächlich arbeiten die EU-Bürokraten aus Brüssel bereits mit Hochdruck an eugenischen Leitlinien. Zur Bekämpfung von seltenen Erkrankungen hat der Gesundheitsausschuß des Europäischen Parlaments Anfang April 2009 der Europäischen Kommission vorgeschlagen, »Bemühungen zu unterstützen, um seltene Erbkrankheiten zu verhindern, die schließlich zur Ausmerzung dieser seltenen Krankheiten führen werden«. Das klingt relativ harmlos, aber es steckt ein ganzes Programm dahinter. Am 9. April 2009 schrieb Oliver Tolmein in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* dazu: »Welcher Art diese Bemühungen sein sollen, die zur ›Ausmerzung‹ führen, wird hinreichend deutlich gemacht: Genetische Beratung und Auswahl ›gesunder Embryos vor

Peter Sloterdijk: *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*, Frankfurt a.M. 1999.

Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt a.M. 2002.

Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, Frankfurt a.M. 1977.

Oliver Tolmein: *Heilung oder Selektion?*, nachzulesen in: *FAZ.net*.

der Implantation.« Entscheidend an dem Vorschlag des EU-Gesundheitsausschusses ist, daß hier nicht mehr »zwischen medizinischer Behandlung und der Verhinderung der Geburt von Menschen, die eine Krankheit haben könnten«, unterschieden wird. Aktuell leiden 27 bis 36 Millionen Menschen in der EU an seltenen Erkrankungen, die die Bürokraten ausmerzen wollen. »Daß in offiziellen EU-Dokumenten unbefangenen der Begriff ›Ausmerze‹ wieder gebraucht und dem Konzept der Auslese gehuldigt wird, ist ein ernüchterndes Signal für die Folgen der gegenwärtigen biopolitischen Entwicklung«, so Tolmein.

Gemäß der biopolitischen Logik ist der Staat also im Begriff, den »Volkskörper« im Darwinschen Sinne »fit« zu machen. Die von Charles Darwin populär gemachte Formel »Survival of the fittest« (erstmalig verwendet von dem englischen Soziologen Herbert Spencer) hat eine Vielzahl von Bedeutungen. Da »fittest« unterschiedlich übersetzt werden kann, verbirgt sich hier nicht nur das »Überleben des Stärkeren«, sondern auch das »Überleben des Tüchtigsten«, des »Tauglichsten«, »am besten Angepaßten« oder des »Geeignetsten«. Ihre Biopolitik begründen die westlichen Staaten jedoch nicht mit dem »Survival of the fittest«. Sie berufen sich vielmehr auf den Humanitarismus.

Der konservative Soziologe Arnold Gehlen hat die Moral hinter dieser Mischung aus Menschen- und Weltbild schonungslos seziert: Der Humanitarismus werde übermächtig, wenn Institutionen zerbrechen, schreibt Gehlen in *Moral und Hypermoral*. Dann weite sich eine in der Familie funktionierende Moral auf die ganze Menschheit aus. Moralische Prinzipien, die im familiären Kreis oder einer kleinen Sippe als wichtige sozialregulative Instanzen das Zusammenleben in der Gemeinschaft organisierten, erwiesen sich auf Staatsebene als unbrauchbar und schädlich. Ein Staat habe sich um die Sicherheit zu kümmern und verfehle seine Kernaufgabe, wenn er anfangs, aus vermeintlicher Nächstenliebe umzuverteilen oder sich »fürsorglich« um die »Volksgesundheit« zu kümmern. »So nimmt der Leviathan mehr und mehr die Züge einer Milchkuh an, die Funktionen als Produktionshelfer, Sozialgesetzgeber und Auszahlungskasse treten in den Vordergrund, und man hat dem humanitär-eudaimonistischen Ethos die Tore so weit geöffnet, daß das eigentlich der Institutionen angemessene Dienst- und Pflichtethos aus der öffentlichen Sphäre und aus den Kategorien der Massenmedien vollständig verschwunden ist und dort nur noch Gelächter auslöst.«

Dem Sozialstaat und seiner Biopolitik liegt diese Moral des Humanitarismus zugrunde. Die Planer rechtfertigen die Übersteigerung von ethischen Normen, das was Gehlen »Hypermoral« nennt, mit dem Hinweis darauf, nur das Beste für die Menschheit zu wollen. Pazifisten, Globalisierungsgegner, Klima- und Umwelthysteriker sowie Sozialisten argumentieren genauso. Sie fangen nicht im Kleinen an, sondern fühlen sich immer gleich für die ganze Welt und die ganze Menschheit verantwortlich, die sie unentwegt verbessern wollen. All diese Gruppierungen begreifen nicht, daß es unmöglich ist, »den Solidaritätskomplex, die Keimzelle des Humanitarismus, an anderer Stelle zu lokalisieren, als innerhalb der Familienorganisation«, denn es gibt – wie Gehlen treffend schreibt – eine »unschlichtbare Gegensätzlichkeit zwischen Familie und Staat und daher zwischen dem humanitären und dem politischen Ethos«.

In der Gegenwart durchdringt das humanitäre Ethos die politische Sphäre. Das »nackte« Leben wird dabei zum wichtigsten politischen Wert stilisiert. Die Väter des Grundgesetzes haben nicht zufällig die Unantastbarkeit der Würde des (aller) Menschen zum ersten und obersten Artikel der deutschen Verfassung erhoben. Damit folgten sie der Logik des Humanitären und definierten nicht etwa die Kernaufgabe des Staates an erster Stelle. Bei dem französischen Medizinethnologen Didier Fassin dient diese bedingungslose Wertschätzung des »nackten« Lebens als Ausgangspunkt seines Konzepts der »Biolegitimität«. Fassin sieht im Humanitarismus ebenfalls das derzeit erfolgreichste moralische Prinzip, mit dem immer mehr politische Entscheidungen gerechtfertigt werden. Die Moral des Humanitären überbetont den Wert des »nackten Lebens« und setzt ihn über den der Freiheit. Im Namen des biologischen Lebens erscheinen auf einmal präventive, freiheitseinschränkende Maßnahmen als legitim. Der Bürger dürfe keine Waffen tragen, weil er jemanden umbringen könnte. Er sollte nicht rauchen, weil das sein biologisches Leben und die sozialen Si-

Arnold Gehlen: *Moral und Hypermoral*, 3. Auflage, Frankfurt a.M. 1973.

Didier Fassin: *La biopolitique n'est pas une politique de la vie*, in: *Sociologie et Sociétés* 2 (2006), S. 35–48



cherungssysteme belastet. Er soll seine Nation, Werte und Normen nicht verteidigen, da dabei andere Menschen umkommen könnten, und so weiter, und so fort.

Die griechische Philosophie kannte zwei Begriffe für Leben: *zoë* bedeutete das »nackte« Leben, *bíos* das Leben als spezifische Form der Existenz. Die westlichen Regierungen verwalten die *zoë* mit einem ziemlich absoluten Anspruch und begründen die dazu erforderlichen Maßnahmen mit der angeblichen Gleichheit der Menschen. Parallel dazu findet eine gesellschaftliche Nivellierung der Eigenarten des Menschen statt. Politische (territoriale), wirtschaftliche, soziale und sexuelle Eigenarten pflegen diese Gesellschaften als nichts Besonderes mehr, man hält sie vielmehr für austauschbar. Die Gender-Ideologen wollen uns weismachen, daß unser Geschlecht änderbar wäre und Multikulti-Apostel predigen die problemlose Durchmischung von verschiedenen Ethnien.

Wer solche Machbarkeitsphantasien hegt, hat den Wert des Lebens als politische Existenz (*bíos*) nicht begriffen und nicht verstanden, wann Freiheit möglich ist. Arnold Gehlen zufolge bedarf es einer »Fraglosigkeit in den Elementardaten, eine lebenswichtige Entlastung, weil von diesem Unterbau innerer und äußerer Gewohnheiten her die geistigen Energien nach oben abgegeben werden können, und das ist, was »Freiheit« auch bedeuten kann.« Gefestigte Institutionen – dazu zählen Familie, Dorf, Recht, Unternehmen genauso wie ein Basisbestand an Normen und Verhaltensweisen – sind also die notwendige Voraussetzung für ein freies Leben – das also grundsätzlich nur »in Bindung« frei sein kann. Mangelt es an diesen »organisch konstruierten« Institutionen, füllen ihren Platz maßlose Organisationen (Fürsorgestaaten, transnationale Akteure, moralisierende NGOs) aus, die glauben, Lebensglück herstellen zu können.

Wendet man sich von einer humanitären Moral ab und orientiert sich an Gehlens ethischem Pluralismus, so hat der Staat nur eine biopolitische Aufgabe: die Sicherheit der in der Gemeinschaft organisierten Menschen aufrechtzuerhalten. Alles andere – also beispielsweise die Frage nach der Legitimität pränataler Selektion – fällt hingegen in den Zuständigkeitsbereich der Familie und nicht-staatlicher Institutionen. Einerseits heißt dies, den Staat in seinen Kernkompetenzen (vor allem innere und äußere Sicherheit) zu stärken, andererseits aber auch die öffentlichen Aufgaben strikt von der Privatsphäre abzugrenzen und damit zu beschränken. Wenn der Schutz der Privatsphäre als eine unumstößliche Norm gelten soll (wie es etwa die ersten beiden Artikel des Grundgesetzes nahelegen), muß die Politik die Finger von den Körpern der Bürger lassen. Das ist der neuralgische Punkt: Warum darf der Staat entscheiden, was lebenswert oder -unwert, was gesund und was krank ist? Und noch dazu: Warum sollen sich die Bürger den Maßnahmen, die der Staat bei prognostizierter Krankheit treffen will, unterwerfen? Sie müßten es konsequent dann nicht, wenn der Einzelne für die Folgen seiner privaten Entscheidung umfassend einzustehen bereit wäre und etwa den Mehraufwand für die Betreuung eines behinderten Kindes oder Pflegestufen im Alter nicht dem Staat in Rechnung zu stellen wünschte. Soviel vorausschauende Mündigkeit sollte sein.

Juli Zeh hat diesen Gedanken in ihrem Roman verarbeitet, indem sie die in der METHODE als terroristische Organisation angesehene Bewegung »Recht auf Krankheit« (R.A.K.) kreierte. Die R.A.K. will sich nicht zum Objekt der Ausleseprozesse machen lassen. Sie kämpft für die subjektive, freie Entscheidung in Gesundheitsfragen.



»Wohl geboren«, Zeichnung aus einer Propagandabroschüre für Familienpolitik der britischen eugenischen Bewegung, 1920er Jahre

Thomas Lemke: *Biopolitik zur Einführung*, Hamburg 2007.

# Leben müssen – Joachim Fernau zum Hundertsten

von Götz Kubitschek

Unter den zwei Dutzend Büchern des Bestseller-Autors Joachim Fernau, der am 11. September hundert Jahre alt geworden wäre, findet sich auch ein Roman über das Leben seiner Eltern und seine eigene Kindheit. Wer diesen Roman liest und von dem letztlich unerträglichen Schicksal der Mutter Fernaus (»Martha Vanseloh«) erfährt, fragt sich, warum das Buch den Titel *Ein wunderbares Leben* trägt: Martha verliert Vater und Bruder. Dann wartet sie in einer Art Winterstarre auf denjenigen, der ihr die Ehe versprach und dennoch eine andere heiratete. Als diese Frau stirbt, heiraten sie doch noch, ein Sohn wird geboren – und dann stirbt der Mann (alles noch autobiographisch, Fernau verlor seinen Vater 1918). Die Witwe und das Kind klammern sich aneinander fest, es ist das Jahr 1920, Bromberg wird polonisiert, und Martha muß nach Schlesien umsiedeln. Zuvor aber (und hier verläßt der Roman die Spur der Biographie) ist auch noch ihr Sohn verstorben, an einer »Herzruptur«, an einem zerrissenen Herzen, einer schlummernden Krankheit, die schlagartig und meist tödlich aufbricht.

Was soll das also heißen: *Ein wunderbares Leben*? Ist dieser Titel zynisch gemeint, als Anklage gegen das Los, das Gott dieser Frau zuwies (der Pastor kommt nicht gut weg in diesem Buch)? Oder steckt in dem Schicksal Marthas der Keim der Poesie, in ihrem Leid die Rechtfertigung für ein zweites, ein glückliches Leben in der Phantasie und somit in der Dichtung? Nach dem Tod ihres Sohnes lebt Martha nämlich »gelöst« weiter, das heißt: Sie hat sich von der Wirklichkeit losgebunden und lebt nur noch in ihrer Vorstellung; schreibt Briefe an ihren Sohn, von dem sie vorgibt, er sei auf einem Internat; reist ihm nach und geht mit ihm durch Paris, wo er ein Studium aufzunehmen gedenkt; legt sich ins Bett und stirbt, als ihr ein Psychologe auf die Schliche kommt und ihren »Fall«

*Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern*, herausgegeben von Götz Kubitschek und Erik Lehnert, Schnellroda 2009.

Joachim Fernau: *Ein wunderbares Leben*. Roman, München 1975.

in einem Fachmagazin bespricht; flieht also in bester romantischer Manier aus dem Bereich des Unerträglich in eine andere Welt. Ist das nicht wunderbar?

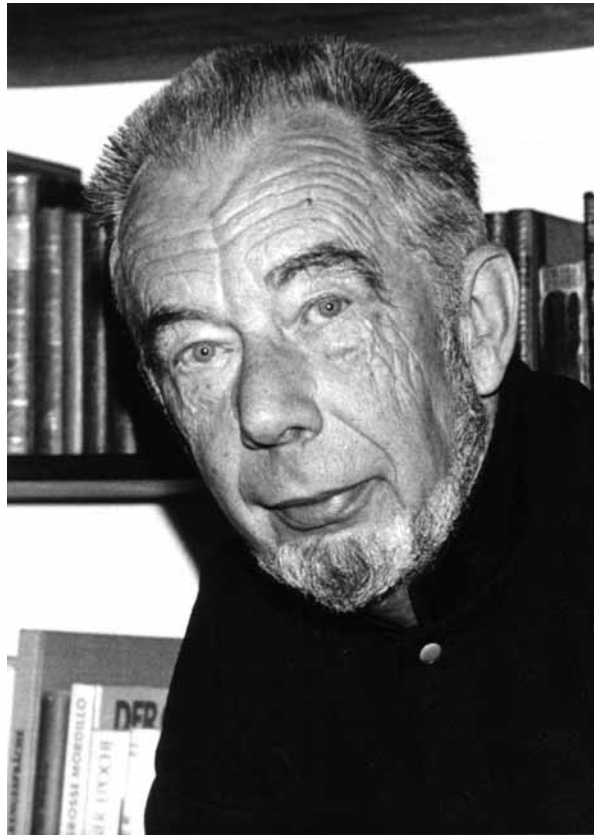
Man sollte die Deutung an dieser Stelle nicht strapazieren: Ein Leben kann so verlaufen, daß man es eines Tages nicht mehr hinnehmen, nicht mehr ertragen möchte und ihm im Kopfe ganz einfach einen anderen Verlauf gibt. Viel interessanter ist hingegen der Moment im Roman, in dem Joachim Fernau sich selbst mit zehn, elf Jahren an dem bereits erwähnten Herz-Riß sterben läßt. Das heißt ja nichts anderes, als daß er schriftstellerisch die Möglichkeit durchspielt, wie es wäre, wenn er sein Leben nicht hätte leben müssen. In den Büchern und Briefen Fernaus finden sich etliche Stellen, in denen von einem falschen Zeitpunkt der Geburt die Rede ist (»hundert Jahre zu spät«), in denen seine Misanthropie, ja geradezu sein Ekel vor der Masse Mensch und vor der Unverbesserlichkeit dieser Krone der Schöpfung zum Ausdruck kommt. Ist das »Leben-Müssen« der Schlüssel zu Fernau? Ja, zweifelsohne.

Joachim Fernau wird am 11. September 1909 in Bromberg geboren. Der Vater Paul ist verbeamteter Baumeister in der Eisenbahndirektion, er und seine Frau Martha sind beide bereits 39 Jahre alt, als ihr einziges Kind geboren wird. Die Atmosphäre im Hause Fernau ist gutbürgerlich, die Familie ist wohlhabend, aber das änderte sich schlagartig, als der Vater 1918 an einer Infektion stirbt. Die Witwe verarmt, kann das Haus nicht halten und geht in Miete. 1920 wird die Provinz Posen polonisiert: Wer nicht für Polen optiert, muß die Heimat verlassen. Die Fernaus gehen nach Bad Warmbrunn/Schlesien, Joachim besucht das renommierte humanistische Gymnasium in Hirschberg.

Spätere Aufzeichnungen beschreiben die Mutter als verängstigte und einsame Frau, die ihre Lebenshoffnung ausschließlich auf die gesunde Entwicklung ihres Sohnes verlegt hat. Befreiend wirkt da die Freundschaft mit Joachim von Gilgenheimb, dessen Mutter den zweiten Joachim gleich miterzieht und dabei auf »Benehmen, Haltung, Auftreten, Disziplin, Wissen, Kunst« besonderen Wert legt. Sie besitzt ein Radio, gemeinsam hört man Opern- und Theaterübertragungen aus Berlin und Dresden. Die Gilgenheimbsche Bibliothek steht zur Verfügung, man liest nach, diskutiert, blättert in Bildbänden – und läßt sich inspirieren: Zeichnungen, Kompositionen und Texte entstehen, alles noch epigonal, aber sehr ernsthaft und dabei manchmal selbstgefällig melancholisch.

In den Ferien vor dem letzten Schuljahr verbringt Fernau zum ersten Mal einige Tage in Berlin – und ist von der Großstadtatmosphäre begeistert. 1930 nimmt die Telegraphen-Union seine Bewerbung auf eine Volontärstelle als Journalist an, Fernau zieht zusammen mit seiner Mutter nach Berlin um. Nach Abschluß der Ausbildung erhält er eine Festanstellung, wird aber zwei Jahre später wieder entlassen, weil er nicht Mitglied in der NSDAP werden will. Er schreibt von da an – unterbrochen nur durch eine kurze Festanstellung beim Rundfunk – als freier Mitarbeiter für unterschiedliche Zeitungen, unter anderem 1936 als Sonderberichterstatte für das *Reichssportblatt* von der Olympiade in Berlin und Garmisch-Partenkirchen. An der Universität schnuppert Fernau nur (ein Semester Philosophie), vertieft hingegen seine Kenntnisse in der Kunst und nimmt professionellen Malunterricht. Trotz seines schmalen Budgets beteiligt er sich nach Kräften am kulturellen Leben der Großstadt.

Auch über diese frühen Berliner Jahre gibt es einen stark autobiographischen Roman von Fernau: *Die jungen Männer* umfassen etwa den Zeitraum je eines Jahres vor und nach dem 30. Januar 1933. Dieser Tag ist heute als Moment der Machtergreifung Adolf Hitlers ein Schlüsseldatum der deutschen Geschichte. Für Fernau war es der Tag, an dem die



Joachim Fernau:  
*Die jungen Männer*.  
Roman, Berlin 1960.

Weimarer Republik wieder einmal eine neue Regierung bekam, und an dem ansonsten das Leben und Arbeiten einfach weiterging: Man diskutierte die Ereignisse, aber die Geschichte blieb offen, und nicht ohne Grund reisen die beiden Hauptfiguren Fernaus an besagtem Tag auf Berlin zu und spekulieren gemeinsam mit dem Zug-Kellner über die Bedeutung des Ereignisses:

»Wenn ich es Ihnen sagen darf, meine Herren: Wir fahren in ein Lichter- und Fackelmeer hinein; ich weiß nicht, warum ich einen Moment gezweifelt habe. Ich bin mir aber nicht im klaren, ob sie den Einzug des goldenen Kalbes oder die Einholung Moses' und der Gesetzestafeln feiern. Ich neige zu dem zweiten, bin aber sowohl als gegenwärtiger Mitropakellner wie als ehemaliger Jagdflieger des Weltkrieges im Zweifel. Mein Bruder, der im Kriege erblindet ist und die Hände verloren hat, hält den Mann, dem dort der Lichterglanz gilt, für einen Messias. Stellen Sie sich vor: Blind und ohne Hände wird er jetzt am Fenster unserer Wohnung stehen, die Armstümpfe zum Himmel erhoben und – wie ich annehmen muß – betend. Einer, der die mittelalterliche Grausamkeit erfahren hat, setzt dem die mittelalterliche Glaubenswut entgegen. Ich – nicht etwa, weil ich sein Bruder bin – ich bringe es nicht fertig, darüber zu höhnen oder zu lachen, wie immer es auch ausgehen mag.«

Als der Roman 1960 erschien, schrieb eine Rezensentin, daß die Art und Weise, wie die große Geschichte neben dem speziellen Leben der jungen Männer herlaufe und es oftmals gar nicht berühre, ein hervorragender Trick sei, die Zeit zu fassen. Diese Beobachtung trifft Fernaus Absicht genau, und in seinem »Trick« stecken drei Botschaften: Fernau will zum einen zeigen, wie der Mensch in seiner Zeit Ereignisse erlebt, die er nicht überblickt, und von denen er nicht weiß, ob sie irgendwann einmal als eine besondere Zeit wahrgenommen werden. So kann Epochemachendes vorbeirauschen, ohne daß die Welt den Atem anhält. Fernau will zweitens den Menschen (also auch sich selbst) auf diese Weise begriffen sehen und vor der Moral und der Überheblichkeit der Spätergeborenen schützen. Und er will darüber zuletzt zu einer grundsätzlichen Ehrlichkeit zurückkehren: Von Verstrickung, Teilhabe und problematischem Lebensvollzug in der Diktatur kann nur schreiben, wer sie als notwendige Normalität und den kleinen und den großen Widerstand gegen die Tyranis als die große und auch nicht nur unproblematische Ausnahme begreift.

Fernau selbst leistet keinen Widerstand. Er denkt für einen kurzen Moment über eine Emigration nach, da seine jüdische Verlobte Anfang 1939 nach England ausreisen konnte. Aber der 1. September und die Einberufung nehmen Fernau jede weitere Planung aus der Hand. Die Verlobung hält nicht, und 1943 wird Fernau Gabriele Kerschensteiner heiraten. Zunächst aber dient er vom ersten Kriegstag an, für einige Monate in einem Polizeibataillon in Posen und ab dem Frühjahr 1940 als Kriegsberichterstatter in der Waffen-SS. Über diese Versetzung ist Fernau nicht glücklich, er hatte über eine Verwendung als Kriegsberichter in der Wehrmacht nachgesucht und war an die Rekrutierer der SS weitergereicht worden, die Versäumtes nachholen und eine eigene Frontberichterstatter-Kompanie aufbauen. Fernau macht den Frankreichfeldzug (1940) mit, berichtet aus dem Kessel von Demjansk (Juni 1942), von der Rückeroberung Charkows (1943) und im selben Jahr von den Kämpfen um Kursk. Danach ist er in Frankreich am Aufbau der Abteilung »Skorpion« beteiligt, die den Durchhaltewillen der eigenen Truppe mittels ungeschminkter Berichterstattung aufrechterhalten soll. In den Flugblättern und Berichten, die Fernau im Rahmen dieser psychologischen Kriegsführung schreibt, kann man Anklänge an jenen Ton finden, in dem er später seine Bestseller verfaßt: direkte Ansprache des »einfachen Mannes«, Frage- und Antwortspiel, unrebelligentes Dampfablassen in der Art, daß man »hier unten« mit Fleiß und gesundem Menschenverstand das hinbiegt und umsetzt, was »dort oben« ausgeklügelt und befohlen wird. Fernau baut diese Grundelemente zur Meisterschaft des leichten Stils aus, mit dem er in seinem Buch *Guten Abend, Herr Fernau* sogar historische Größen zu Gesprächen in seinem Arbeitszimmer aufmarschieren läßt, um sich mit ihnen auf du und du zu unterhalten.

Im Juli 1944 wird auch Frankreich zur Front, und im August verfaßt Fernau jene Radioansprache über »Das Geheimnis der letzten Kriegsphase«, die Peter Wapnewski 1967 in der *Zeit* als »Durchhalteartikel«

*Tausend Tage. Fragmente  
eines Soldatenlebens  
1939 und 1940,  
Schnellroda 2009.*

Joachim Fernau:  
*Guten Abend, Herr  
Fernau*, München 1984.



*In der Redaktion (1930)*



*Nicha Horn (um 1935)*

### **Joachim Fernau (1909–1988)**

Der Schriftsteller Joachim Fernau war eine Doppelbegabung. Neben seinen populärwissenschaftlichen Geschichtsdarstellungen, seinen Romanen, Erzählungen und Gedichten hinterließ er ein umfangreiches künstlerisches Werk: Hervorstechend sind Ölgemälde und an asiatische Kalligraphie erinnernde Tuschezeichnungen.

Fernau erlernte das Malen und Zeichnen im Selbststudium und als junger Mann während einer kurzen Phase professioneller Unterweisung durch Herman Sandkuhl in Berlin. Er schrieb später, daß er beim Malen auf eine Weise »glücklich« sei, die er beim Schreiben nicht empfinde. »Ich bin in einer glücklichen Spannung, bevor ich zu malen anfangen, ich bin in einer ungeduldigen Erregung beim Malen (während ich beim Schreiben eine unendliche Geduld aufbringe, bin ich beim Malen oft wutschnaubend, und mehr als ein Bild ist im Kamin geendet), und ich bin in einer glücklichen Erlösung, wenn es vollendet ist. Nie aber schaukele ich mich in Behaglichkeit. Denn ich arbeite. Ich schwitze sogar.«

Ausführlich mit dem Maler Fernau auseinandergesetzt hat sich Gustav René Hocke (*Schriftsteller und Maler Joachim Fernau*, Limes-Verlag 1976), und einen Katalog gab es 1998 anlässlich einer Ausstellung in Weimar (*Joachim Fernau, der Schriftsteller als Maler*).



*Springender Fisch (1946)*













»Wie wir's dann zuletzt so herrlich  
weit gebracht« (1974)



Florenz im Winter (1970)

↑ *Bild Doppelseite:  
Der Untergang Dresdens (1975)*



*Der rote Schuppen (1947)*

präsentiert, um Fernau anzugreifen. Fernau darf – ebenfalls in der Zeit – kontern, verweist auf die simple Tatsache, daß es sein Auftrag war, für den Sieg der deutschen Truppen zu schreiben, und geht letztlich unbeschädigt aus der Auseinandersetzung hervor. Er weiß sich neben Namen wie Henri Nannen (*Stern*) und Lothar-Günther Buchheim (*Das Boot*) als ehemaliger Kriegsberichterstatter in prominenter Gesellschaft.

Bei Kriegsende demobilisiert Fernau sich und seine Leute in der Nähe des Tegernsees, er selbst schlüpft gemeinsam mit seiner Frau, die sich aus Berlin zu ihm durchgeschlagen hat, in München unter falschem Namen bei Bekannten unter. Mit Gelegenheitsarbeiten, Sprachunterricht und dem Verkauf von Gemälden kommen die Fernaus durch die Nachkriegszeit, 1949 gelingt die Entnazifizierung. Nach kurzen journalistischen Zwischenspielen in München und Stuttgart legt Fernau 1952 sein erstes Buch vor: Von dieser Geschichte der Deutschen kann der Stalling-Verlag unter dem Titel *Deutschland, Deutschland über alles* im ersten Quartal nach Erscheinen 8000 Exemplare absetzen, das 50. Tausend erscheint bereits 1959.

Gleich mit diesem Werk hat Fernau den Ton gefunden, den er bis zuletzt durchhält: Er geht unbefangen an den Stoff heran, sichert sich nicht umständlich durch Fußnoten oder Referenzen ab, sondern stellt das Komplexe so dar, wie er es begreift. Diese Darstellung erfolgt in einer Sprache, die ein für allemal unverwechselbar bleibt: »Wer die Fernausche Art des Erzählens von Geschichte einfach als ein Berichten aus ironischer, spöttischer oder gar schnoddriger Distanz definiert, macht es sich zu leicht. Der Vorgang ist viel komplizierter. Fernau setzt sich die Narrenkappe bloß auf, um dafür an jenen Stellen, auf die es ihm ankommt, um so unmittelbarer und ernster zu sprechen.« (Armin Mohler)

Der Erfolg macht Fernau finanziell unabhängig und versetzt ihn in eine komfortable Verhandlungsposition. Als sein Verleger 1957 die Geschichte der Liebe unter dem Titel *Und sie schämten sich nicht* ablehnt, wechselt Fernau zum Herbig-Verlag, bei dem er bis zu seinem Tod (1988) bleibt.

Man kann das Werk Fernaus in drei Teile gliedern. Am bekanntesten sind die Geschichtswerke, die mit dem Deutschland-Buch und den *Genies der Deutschen* (1953) einsetzen und bereits 1961 in der Geschichte der Griechen gipfeln, die unter dem Titel *Rosen für Apoll* erscheint und allein in der gebundenen Ausgabe 400 000 mal verkauft wird. Es folgen *Disteln für Hagen* (eine Interpretation des Nibelungenliedes, 1966), die Geschichte der Römer (*Cäsar läßt grüßen*, 1971) und eine bittere historische Abrechnung mit den USA (*Halleluja*, 1977). Mit *Sprechen wir über Preußen* legt Fernau 1981 seine letzte große Geschichtsbetrachtung vor. Eine Nacherzählung des Alten Testaments bleibt unvollendet, und die Geschichte Rußlands nur ein Plan.

Nicht viel weniger umfangreich, jedoch im Verkauf deutlich weniger erfolgreich ist Fernaus Prosawerk, von dem heute kein einziger Titel mehr lieferbar ist. Neben den erwähnten autobiographischen Romanen stechen qualitativ die Novelle *Hauptmann Pax* (1954, über eine ungeheure Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft) und der Roman über Goethes letzte Liebe (*War es schön in Marienbad*, 1982) hervor, vielleicht auch noch der »Sommernachtstraum« *Sappho*, in den Fernau, diesmal ganz Schalk, den Gedichten der griechischen Sängerin zwei eigene unterjubelt, »zur Verwirrung der Zunft«. Die Gelegenheitsarbeiten und die Aufsätze über Kunst und Architektur füllen eine dritte Rubrik.

Aber diese Kategorisierung führt nicht weiter, sie teilt Fernaus Werk an der falschen Stelle. Seinen schönsten Werken, zu denen sicher *Disteln für Hagen* und *Ein wunderbares Leben* gehören, liegt ein gemeinsames Muster zugrunde. Armin Mohler schrieb, Fernau habe früh erkannt, »welche Blößen sich seine Landsleute mit ihrer einseitig wirtschaftlichen Ausrichtung gaben: sie mußte notwendig in Geschichtsvergessenheit und damit auch in Zukunftsblindheit münden. Beides zusammen macht eine Gesellschaft, ein Volk äußerst verwundbar. Joachim Fernaus schriftstellerische Genialität bestand darin, den Deutschen so ganz nebenher und lässig das Groteske ihrer Situation bewußt zu machen.« An der Zeit leiden und dennoch einen Ton finden, der nicht Orgien der Verachtung zelebriert, sondern das Wunderbare, das Unvorhersehbare, das Schicksalhafte zur Geltung bringt: Das ist Fernau. Das ist zeitlos wichtig.

Joachim Fernau:  
*Deutschland, Deutschland über alles ... Von Arminius bis Adenauer*, Oldenburg 1952.

Joachim Fernau: *Und sie schämten sich nicht. Ein Zweitausendjahr-Bericht*, München 1958.

Bibliographie (Auswahl):

*Abschied von den Genies*, Oldenburg 1953.

*Bericht von der Furchtbarkeit und Größe der Männer*, Oldenburg 1954. (später: *Hauptmann Pax*)

*Rosen für Apoll. Geschichte der Griechen*, Berlin 1961.

*Weinsberg oder Die Kunst der stacheligen Liebe*, Berlin 1963.

*Disteln für Hagen. Bestandsaufnahme der deutschen Seele*, München 1966.

*Cäsar läßt grüßen. Die Geschichte der Römer*, München 1971.

*Halleluja. De Geschichte der USA*, München 1977.

*Sprechen wir über Preußen. Die Geschichte der armen Leute*, München 1981.

*War es schön in Marienbad. Goethes letzte Liebe*, München 1982.

*Sappho. Ein griechischer Sommernachtstraum*, München 1986.

## 50 Jahre ohne Kubin

von Martin Lichtmesz

Alfred Kubin starb am 20. August 1959 im Alter von 82 Jahren. Es war das Jahr, in dem Castro in Kuba die Macht ergriff, die Sowjets die erste Raumsonde entsandten und die Chinesen Tibet besetzten. Der greise Graphiker und Geisteserlebter hatte indessen bereits um 1906 begonnen, sich allmählich den Stromschnellen der Zeitläufe zu entziehen. In diesem Jahr hatte Kubin das jahrhundertealte Landgut Zwickledt im oberösterreichischen Wernstein am Inn erworben, das »Raubritterschlüssel«, wie es sein Freund Richard Billinger nannte, in dessen Einsamkeit er sich in den folgenden Dekaden zunehmend einmottete. Nach dem Tod des Künstlers wurde das Gut zum Museum umgestaltet, jedoch soweit als möglich in seinem Originalzustand belassen. Als das Haus restauriert werden mußte, achteten die Museumsverwalter sorgfältig darauf, »jene altersschwache, fadenscheinige, wurmstichige Aura zu erhalten, in der Kubin gelebt und gearbeitet hatte, die auch sein ganzes Werk prägte. Die ›Staubdämonen‹ sollten nicht ausgetrieben werden.« (Gerhard Hallstatt). Späte Fotografien zeigen eine hoffmanneske und doch nüchterne Gestalt, eine Art »Sektionschef im k.u.k. Amte für Phantasie, Dämonik, Okkultismus, Hexenkult und Wünschelrutenwesen« (Paul Flora), der sich jeden Morgen um halb acht Uhr vom Schlaflager erhob, um an seinem Zeichentisch die Früchte der nächtlichen Schau zu ernten.

Zu Beginn seiner Laufbahn hatte sich der junge Künstler noch dicht am Puls der Zeit bewegt, im Umkreis der Schwabinger Bohème ebenso wie im Wien des Fin de Siècle und als Mitglied des »Blauen Reiters«. Als die beiden Weltkriege über Europa hinwegrollten, war Kubin längst zum »Einsiedler von Zwickledt« geworden, dem seine inneren Gesichte, die er in Tausenden Federzeichnungen bannte, zur wesenhafteren Wirklichkeit geworden waren. Die äußeren Schrecken des Jahrhunderts hatte er indessen im visionären Spiegel seiner Kunst um Jahre vorausgesehen. In seinem 1909 erschienenen Roman *Die andere Seite*, dem bedeutend-

sten Zeugnis seiner künstlerischen Doppelbegabung, schilderte er den apokalyptischen Untergang des buchstäblich zwie-lichtigen Traumreichs »Perle«, das von einem rätselhaften Herrscher mit dem androgynen Namen »Patera« regiert wird. Auch dieses Buch kann als prophetische Vorahnung der kommenden Katastrophen gedeutet werden. Als sie endlich eintrafen, konnte er mit George sagen: »Was euch erschüttert, ist mir lang vertraut (...) / das meiste war geschehn und keiner sah (...) / Das Trübste wird erst sein und keiner sieht.« Die äußeren Händel der Menschheit interessierten ihn nun kaum mehr, und auch das »Dritte Reich« mit seiner »Feldwebelkultur« (Kubin) überstand er in einer Art Überwinterung. »Das Leben ein Traum!«, schrieb er 1922, »Nichts scheint mir zutreffender wie dieses altbekannte Gleichnis!«

Als Alfred Kubin an der Schwelle der sechziger Jahre starb, glich er einem Relikt der von ihm nostalgisch verehrten Epoche der Donaumonarchie, deren geistig-seelischer Raum weit über die geographischen Grenzen der heutigen Alpenrepublik hinausreichte. Kubin war jedoch nicht nur ein Vertreter der slawisch legierten Dämonie Österreichs, sondern auch einer jener Seismographen, die in düsteren Bildern jene epochalen Umwälzungen zu erfassen suchten, die Hans Sedlmayr als »Verlust der Mitte« deutete. In diesem Prozeß verliert der Mensch seinen transzendenten Mittelpunkt, sieht sich hilflos dem Nihilismus und dem »ungeheuren Reich« des »Vor- und Außermenschlichen« gegenübergestellt. Für Ernst Jünger spiegelte sich in solchen Bildern der »Untergang der bürgerlichen Welt«, eine umfassende »organische Zerstörung«, die den bloßen »Untergang des alten Österreich« weit übersteigt. Trakls berühmte Zeile »Alle Straßen münden in schwarze Verwesung« gilt auch für Kubins Werk.

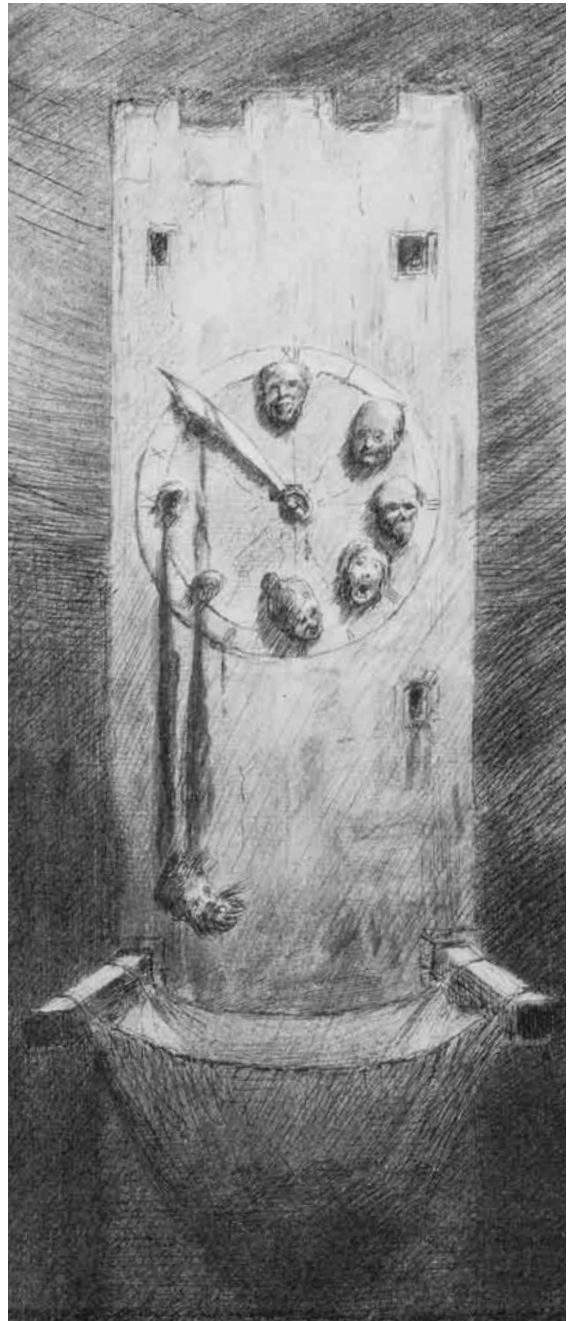
Kubin hielt dabei einem Druck stand, der manch anderen großen Geist vernichtet hatte. Vielen Vertretern jener alptraumgeplagten Generation von etwa 1880 bis 1890 war im Gegensatz zu ihm ein nur kurzes Leben beschie-

den: Otto Weininger, Richard Gerstl und Georg Trakl begingen Selbstmord, Franz Kafka und Egon Schiele wurden früh von schwerer Krankheit hingerafft, Bruno Schulz und Franz Sedlacek verschlang der Maelstrom des Zweiten Weltkriegs. Für alle Genannten galt das Wort aus Conrad Ferdinand Meyers *Huttens letzte Tage*: »Sein Geist ist zweier Zeiten Kampfgebiet / Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.«

Geboren wurde Alfred Kubin am 10. April 1877 im böhmischen Leitmeritz. Die Familie übersiedelte jedoch bald nach Kubins Geburt nach Salzburg und schließlich nach Zell am See. Der feinnervige Knabe wurde schon früh von jenem intensiven Traumerleben heimgesucht, das später zu seiner entscheidenden Schaffensquelle werden sollte. Noch am Sterbebett soll er zu einem tröstenden Arzt gesagt haben: »Nehmen Sie mir meine Angst nicht, sie ist mein einziges Kapital«. Unter den Traumata seiner Kindheit war der Todeskampf der geliebten Mutter, dessen Augenzeuge der Zehnjährige wurde, das einschneidendste Erlebnis. Beinahe ein Jahrzehnt später versuchte sich Kubin an ihrem Grab zu erschießen, ein Unterfangen, das aufgrund einer Ladehemmung seines Revolvers fehlschlug. Die an Poe erinnernde Tragödie sollte sich wiederholen, als 1903 Kubins junge Verlobte nach kurzer Krankheit verschied.

Kubins Jugend glich in vielerlei Hinsicht Hesses Roman *Unterm Rad*. Die unverhohlene Verachtung des übermächtigen Vaters für den sensiblen Nichtsnutz, schulischer Mißerfolg und jugendliche Depressionen ließen ihm sein Leben als »Höllensperiode« erscheinen. Nach einer vierjährigen Fotografenlehre und einem Militärdienst, der mit einem Nervenzusammenbruch endete, schickte der verzweifelte Vater den 21jährigen schließlich auf eine Kunstschule nach München. Kubin begegnete nun dem Werk eines Goya, Munch, Ensor, Redon und Klinger. Das Frühwerk mit seiner charakteristischen Sprüh- und Lavurtechnik zählt zu den wohl erschütterndsten Dokumenten einer zutiefst gefährdeten Seele, die um ihr Gleichgewicht ringt. Die bizarren, obszönen und gewalttätigen Alptraumsszenarien dieser wohl eindrucklichsten Schaffensperiode Kubins sind frei von jeglicher Koketterie mit dem Abgrund, wie sie etwa Félicien Rops oder Franz von Stuck kultivierten. Angesichts der tumben Tiergötzen, verschlingenden Vaginen, triebhaften Chimären, molochartigen Kriegsgötter und surrealen Mordmaschinerien empfindet der Künstler sichtlich lähmendes Entsetzen, eine beinahe psychotische Angst vor dem Tod und dem Sexus, ein von Ekel erfülltes Grauen vor den Geheimnissen der fleischlichen Inkarnation.

Erst nach der rauschhaften Niederschrift von *Die andere Seite* fand Kubin eine gewisse innere Balance, und damit einen Stil, den er für die nächsten fünf Jahrzehnte beibehalten sollte. Wie ein schwarzer Regen fetzen nun die Federstriche über die Blätter, der »Intensität des Ausdrucks« vor der »Schönheit der Form« (Hans Bisanz) den Vorrang gebend. Ein großer Teil



*Die Todesstunde (1903)*

seines Werks umfaßte nun Buchillustrationen für die Werke seelenverwandter Künstler wie Poe, Jean Paul, Hoffmann, Kafka, Meyrink und Dostojewski. Kubin hat sich weit in die Unterwelt vorgewagt; wo dem Abgründigen allerdings auch Heiterkeit und Humor beigemischt sind, da sind »Unmenschlichkeit und Schwermut gebrochen« (Hans Sedlmayr). In einer seiner spätesten Zeichnungen porträtierte Kubin sich selbst als gebeugten Greis, einen altmodischen Zylinder lüpfend, unter seinen Füßen einen pikiert dreinblickenden riesigen Skorpion, um ihn herum flatternde lichte Schmetterlinge. In den Worten des Neuen Testaments, dem der Schopenhauerianer freilich denkbar fern stand, erlangte er durch seine Kunst »die Gewalt, auf Schlangen und Skorpione zu treten« und Herr über seine Dämonen zu werden.



## Rathenau und Schwaner

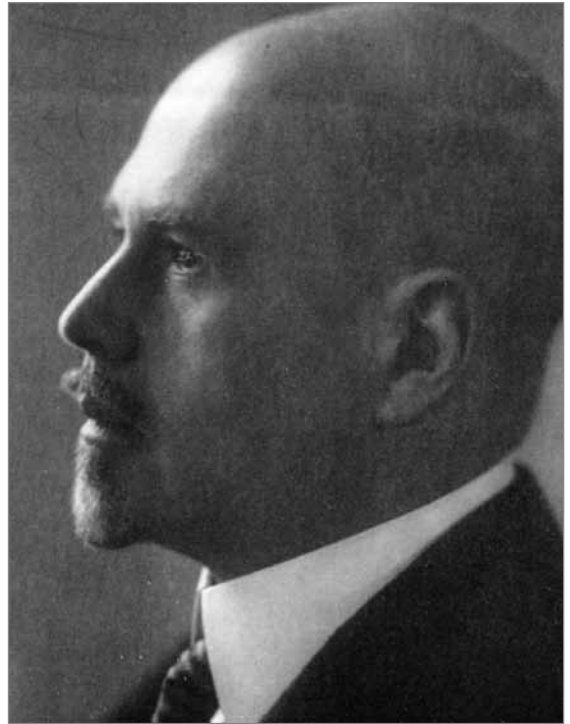
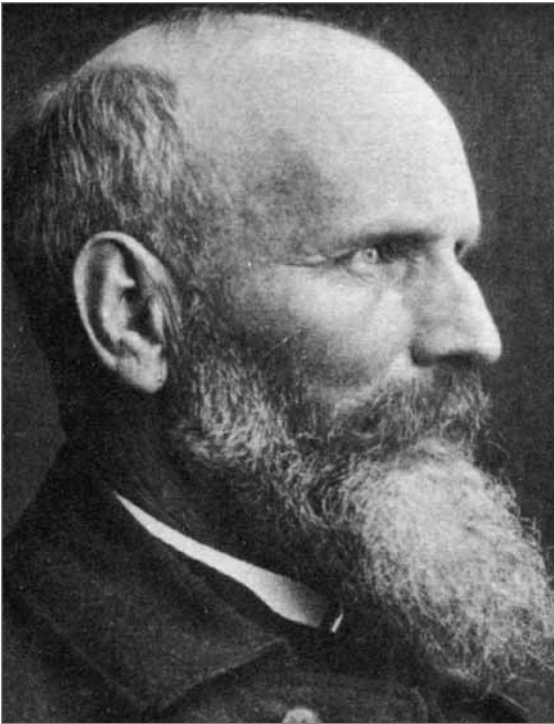
von Karlheinz Weißmann

Den Namen Wilhelm Schwaner kennen heute nur noch ein paar Spezialisten, aber im wilhelminischen Deutschland war er eine Größe, und auch in der Zeit danach nahm er mit seinem »Bund deutscher Volkserzieher« Einfluß auf Kreise der Lebensreform, der Jugend- und der Völkischen Bewegung. Die Welt, aus der er kam und die ihn prägte, mit den Schriften Paul de Lagardes, dem Wagner-Kreis – Nietzsche spielte bezeichnenderweise kaum eine Rolle – und den Ideen des »Gottsuchers« Moritz von Egidy, ist versunken, wirkt bizarr oder skurril mit ihrem Streben nach dem politischen Gesamtkunstwerk, dem Bemühen, etwas vom Deutsch-Hellenentum, dem Protestantismus, der Innerlichkeit, der Romantik zu retten angesichts der Moderne, die das alles verzehren und die »Mechanisierung« zur Herrschaft bringen würde. Der Begriff »Mechanisierung« war zentral für das Denken Walther Rathenaus, dessen Name anders als der Schwaners heute noch geläufig ist und von dem die meisten das Entscheidende zu wissen glauben, wenn sie wissen, daß er als Außenminister der Weimarer Republik von Rechtsradikalen ermordet wurde. Rathenau war allerdings eine facettenreiche Persönlichkeit, Industrieller, Politiker, Schriftsteller und nach eigener Meinung eine Künstlerseele. Er kämpfte nicht nur mit dem Antisemitismus, sondern rang auch mit seiner jüdischen Herkunft, neigte im Grunde zu zivilisationspessimistischen Auffassungen, überredete sich aber zu der Meinung, daß die Gegenwart nur andere, aber nicht zwingend schlechtere Möglichkeiten als die Vergangenheit biete.

Die Ansicht, daß das »Reich des Geistes« erst komme, die Rathenau in seiner Schrift *Zur Kritik der Zeit* entwickelte, hat den Völkischen Schwaner in Bann geschlagen und nicht nur dazu bewogen, in Kontakt mit dem Juden Rathenau zu treten, sondern ihm auch seine Freundschaft anzutragen. Schwaner gehörte tatsächlich zu der Handvoll Duzfreunden, die Rathenau hatte, und zwischen 1913 und dem Tod Rathenaus, 1922, entwickelte sich eine Korrespondenz, die jetzt zum ersten Mal vollständig der Öffentlichkeit

vorgelegt wird (*Wilhelm Schwaner – Walther Rathenau. Eine Freundschaft im Widerspruch. Der Briefwechsel 1913–1922*, hrsg. von Gregor Hufenreuther und Christoph Knüppel, *Neue Beiträge zur Geistesgeschichte*, Bd 10, Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2008. 305 S., geb, SW-Abb., 29,95 €). Die beiden Herausgeber, Gregor Hufenreuther und Christoph Knüppel, haben den Band mit einer umfangreichen Einleitung versehen, der Schwaners Lebenslauf darstellt. Im Grunde handelt es sich um den ersten biographischen Überblick zu seiner Person, der wissenschaftlichen Kriterien genügt, und die Rekonstruktion enthüllt eine Reihe überraschender Details. Die zeigen vor allem, daß die Kategorie der Rasse für Schwaner eine unerwartet geringe Rolle spielte. Genauer müßte man sagen, daß seine Vorstellung von Rasse immer zwischen Biologisierung und Spiritualisierung schwankte und letztlich die Spiritualisierung den Ausschlag gab. Dabei spielte die Begegnung mit Rathenau eine entscheidende Rolle, der selbst längere Zeit mit den Ideen Gobineaus sympathisierte, sich dann aber von einer »materialistischen« Auffassung des Rassischen losgesagt hatte und gegenüber Schwaner mit Erfolg darauf beharrte, nicht nur eine Ausnahmeerscheinung des jüdischen Typus – der »Edeljude« – zu sein. Schwaner deutete jedenfalls die sonst in der Völkischen Bewegung verbreitete Angst vor der jüdischen Überlegenheit positiv um – »ohne Furcht vor Blond und Dunkel« – und übernahm letztlich Rathenaus Einschätzung, daß in der Moderne Rassengegensätze immer weiter an Bedeutung verlören, während die Schichtengegensätze an Gewicht gewönnen.

Es kam bei Schwaner außerdem zur Geltung, daß die Völkische Bewegung ursprünglich stärker religiös-kulturell interessiert gewesen war, auf Stabilisierung oder Rettung der kollektiven Identität ausgehend, wozu der Rückgriff auf die Kategorie der Rasse so wenig zwingend war wie der Antisemitismus. Näher lag das Bemühen um Klärung der Glaubensfrage, vor allem im Hinblick darauf, ob Deutschtum und Christentum



Wilhelm Schwaner und Walther Rathenau

als Ergänzungen oder Gegensätze zu betrachten seien. Auch hier neigte Schwaner zu der älteren Position, daß beide Elemente zusammengehörten, während die Gesamtbewegung je länger je mehr zur Behauptung der Unvereinbarkeit überging. Das erklärt hinreichend, warum Schwaner nicht nur mit seiner Kritik des Judenhasses, die er nach der Begegnung mit Rathenau entwickelte, sondern auch durch seine Auseinandersetzung mit dem Neuheidentum (er sagte sich von der Germanischen Glaubens-Gemeinschaft, die er mitbegründet hatte, fast im Augenblick ihrer Entstehung wieder los) immer weiter an den Rand der völkischen Position geriet. Es war jedenfalls nicht die politische Affinität zwischen ihm und Rathenau, die den Ausschlag für diesen Entfremdungsprozeß gab. Denn Schwaners Sympathie für den Freisinn oder die Nationalsozialen Friedrich Naumanns im wilhelminischen Deutschland entsprach in vielem den politischen Präferenzen der Völkischen, und Rathenaus »Liberalismus« war so eigenwillig, daß er sowieso in kein Schema paßte.

Die Situation änderte sich naturgemäß in Krieg und Nachkrieg, als Schwaner mehrfach öffentlich erklärte, daß er in Rathenau den berufenen Retter Deutschlands sehe, während sich in völkischen Kreisen eine immer stärkere Hetze gegen ihn breitmachte. Schwaner hat – ähnlich wie andere und ähnlich vergeblich – den Freund zu warnen versucht und tief erschüttert auf dessen Ermordung reagiert. In den zwanziger Jahren machte er Rathenau dann zum Zentrum einer Heldenverehrung mit beinahe messianischen Zügen, was ihn naturgemäß in scharfen Gegensatz zum Nationalsozialismus bringen mußte.

Menschlich unangenehm berührt deshalb der Anpassungskurs, den Schwaner nach

1933 verfolgte. Es gelang ihm zwar nicht, seine Freundschaft mit Rathenau, seine Abkehr vom Rassengedanken und eine kurzfristige Parteinahme für den Pazifismus vergessen zu machen, ein Aufnahmeantrag für die NSDAP wurde abgelehnt und sein Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer nicht rückgängig gemacht, aber er hatte doch einflußreiche Gönner wie den Gauleiter Wilhelm Kube, deren Protektion er nutzte. Der Kirchenminister Hanns Kerrl verfaßte für die letzte Auflage seiner *Germanenbibel* sogar ein Vorwort, Hitler gratulierte Schwaner zum 75. Geburtstag und Goebbels setzte ihm schließlich eine Rente aus. Auf Rathenau durfte Schwaner bis zu seinem Tod 1944 selbstverständlich nicht mehr zu sprechen kommen.

Es werden diese Vorgänge von Hufenreuther und Knüppel zwar referiert, aber kaum kommentiert, was dem Sachverhalt sowenig angemessen ist, wie eine letzte Unentschiedenheit in der Interpretation des Verhältnisses von Schwaner und Rathenau. Man kann die Vorbehalte gegenüber psychologisierenden Deutungen verständlich finden, wird aber zuletzt doch sagen müssen, daß jene Einschätzung sehr viel für sich hat, die Rathenaus Motivlage wenn nicht in erotischer Attraktion und nicht in jüdischem Selbsthaß, dann doch in jüdischem Selbstzweifel begründet sieht, der sich bis zu einem gewissen Grad kompensieren ließ durch die Beziehung zu »arischen« Wortführern (neben Schwaner wäre noch Hermann Burte zu nennen, allerdings nicht Gustav Frenssen, wie die Herausgeber meinen, der mit seinem Frühwerk kaum den Völkischen zuzurechnen ist), die nicht nur Rathenaus Persönlichkeit in Bann schlug, sondern die er auch aufgrund seiner intellektuellen Überlegenheit zu kontrollieren vermochte.

## Prominente schreiben für die Sezession

Spengler



Ich hatte mir gewünscht, daß sich Menschen der neuen Generation der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntniskritik zuwenden. Damit meinte ich

auch und nicht zuletzt Sie, die Herren Redakteure der *Sezession*, die sich ja nicht ohne Grund als Sprachrohr einer neuen Rechten verstehen.

Ich sehe dem Schöngestigen viel Platz und Mühe eingeräumt. Alles vergebens, wie Sie noch merken werden. Daß ich aber nicht ganz ungehört verhallt bin, zeigt mir die Tatsache, daß Sie sich unter dem Banner der *Sezession* versammelt haben.

Wir Deutsche gewöhnen uns schwer daran, Politik nicht für den Ausdruck von Gefühlen und Meinungen, sondern für eine hohe Kunst zu halten, weil unsere Vergangenheit uns keinen Anlaß zu Erfahrungen gab. Lernen wir das aber nicht jetzt, so fürchte ich, daß auch die Zukunft uns keinen Anlaß mehr geben wird. Deshalb ist die Selbsterziehung abseits der ausgetretenen Pfade der gefühligen Romantik ein tapferes Unterfangen.

Wir sind in diese Zeit geboren und müssen tapfer den Weg zu Ende gehen, der uns bestimmt ist. Es gibt keinen andern. Auf dem verlorenen Posten ausharren ohne Hoffnung, ohne Rettung, ist Pflicht. Ausharren wie jener römische Soldat, dessen Gebeine man vor einem Tor in Pompeji gefunden hat, der starb, weil man beim Ausbruch des Vesuv vergessen hatte, ihn abzulösen.

Eines möchte ich Ihnen noch zu bedenken geben: Metaphysik sollte heute nur von solchen getrieben werden, die eines ganz primitiven Denkens und Fühlens fähig sind. Dazu gehört der Umgang mit Kindern, Hunden, Katzen und

nicht mit jungen Leuten, die mit theoretischer Gelehrsamkeit angefüllt sind. Wer sich mit beidem abgibt, muß zeigen, daß er diesem Spagat auch praktisch gewachsen ist.

Jünger



Neulich mit J. und F. in Schnellroda bei K. und K., zum ersten Mal. Gang zu den Windrädern, dort soll die *calla palustris* neben dem *epipogium aphyllum* blühen, das ganze Jahr hindurch. Stiegen an der alten LPG in den Weg ein.

Unterwegs Gespräche über S., der bei I. war und Neues über N. zu berichten wußte. Hier sind Klärungen notwendig, und verborgen bleibt, wer noch Kräfte ins Treffen führen kann. Viel hängt davon ab, ob der Mut genügt, am Hebel zu walten. H. scheint mir der Richtige zu sein. Am Ende pendelt sich doch immer aus, was dem oberflächlichen Betrachter als Katapult dünkt.

Rückweg über die »Allee ohne Bäume«, beschwerlicher Marsch, da mich ein Stein im Schuh zwickte. Jedoch nahm uns auf den letzten Metern ein kauziger Alter mit, der auf seinem Traktor plötzlich aus dem Gebüsch brach. Er entbot uns den Abendgruß sowie Bier aus mächtigen Kästen. Die Szene erinnerte mich an jenen Abend auf der »Hohlen Frucht«, als wir gegen Inder fochten und den diamantenen Wein aus Kelchen stürzten. So ruht seit jeher plötzlich in uns, was zuvor noch außen war.

Abends beim Wein Gespräche über die Zeitschrift. Vorschlag, ich solle für das Projekt mit meinem Namen einstehen, weil ich ein abenteuerliches Herz sei. Bat mir Bedenkzeit aus, werde aber sicher zustimmen.





Mittwoch, 20. Juli

Spätes Frühstück, zuvor Ausritt mit von Haefen. Gespräche über das Dritte Reich, kaum Neuigkeiten. In der Post das Themenheft »Elite« einer Zeitschrift *Sezession*, die mir Fahrner empfahl. »neuer adel den ihr sucht stammt nicht her von schild und krone«, und so weiter.

Bei der Lektüre blitzartige Erkenntnis: Ja, so könnte es gehen. Zunehmendes Gefühl, bisher etwas verpaßt zu haben. Wer sind diese Leute? Alle völlig unbekannt, kein Adel, aber nicht ohne Arroganz. Heimatfrontgestalten von der besseren Sorte, und eine Frau ist auch dabei. Scheinen Schüler von Gehlen zu sein, dessen *Mensch* ich im Lazarett anlas.

Schmuggelte das Heft in die Lagebesprechung, kam mir vor, als hätte ich eine Bombe in der Aktentasche. Während des Vortrags keine Gelegenheit zur Lektüre, da alles ziemlich zweideutig. Dummerweise ließ ich die Tasche stehen.

Bat Remer zu einem Gespräch unter drei Augen und gestand ihm die Panne. Er drohte mit dem Finger: »Daß das nicht noch einmal vorkommt!« Lackaffe, aber anständig, hat jederzeit Zugang und holte die Tasche. Zuhause bemerkte ich, daß das Heft fehlte. Schwamm drüber, will wegen so einer Kleinigkeit nicht mit ihm aneinandergeraten. Werde jedenfalls ein Abonnement zeichnen, mal sehen, was die derzeit unter »Inland« verstehen.



Im folgenden fragen wir nach der Sezession. Alles Fragen baut an einem Weg. Jeder Weg, der als ein Wagen vor uns liegt, ist ein Sich-Lösen und damit schon von jeher eine Losung. Se-zession ist die

Losung des Sich-Lösens im Wagen eines Weges.

Eingedenk dieses Weges tritt der Gedanke vor uns, daß der Weg der Sezession ein Denkweg ist. Alle Denkwege führen, mehr oder weniger vernehmbar, auf eine ungewöhnliche Weise durch die Sprache. Zuerst und vor allem anderen müssen wir also nach dem Wesen der Sezession fragen.

Wenn wir das Wesen der Sezession suchen, müssen wir gewahr werden, daß jenes, was jede Zeitschrift als Zeitschrift durchwaltet, nicht selbst eine Zeitschrift ist, die sich zwischen den übrigen Zeitschriften antreffen läßt. Wir erfahren niemals unsere Beziehung zum Wesen der Sezession, solange wir sie mit der Zeitschrift an sich verwechseln.

Dem An-Sich nämlich fehlt alles Gediogene. Gehört aber nicht zu jedem Gedeihen eines gediegenen Werkes die Verwurzelung im Boden einer Heimat? Sezession als die Losung des Denkweges ist also die Lösung der Verwesung hin zum Gediogenen als einem Gedeihenden. Sezession ist Heimkunft.



Auch jetzt noch – da ich auf allen Kanälen als kommunikative Macht zur Geltung gebracht werde – komme ich nicht umhin, innerhalb der anonym gewordenen, vielschichtigen Zivilgesell-

schaft weiterhin nach Reservaten des autoritären Charakters zu suchen.

Ein oktroyiertes Präsent zum Festtage in Form eines Themenhefts »Elite« läßt nun Assoziationen zu einer versteckten Basis zu, deren Implementierung über ästhetische Penetrationen bisher noch nicht ausreichend kompliziert beschrieben wurde. Irritierend ist die Abwesenheit jedes hermetischen Dranges: Schon die Indiskutabilität des Diskursabbruchs wird im Namen »Sezession« ganz unverblümt und ohne Mimikry ausgesprochen.

Wer immer sich einer solchermaßen natürlichen Sprache bedient, um sich mit einem Adressaten über etwas in der Welt zu verständigen, sieht sich genötigt, eine performative Einstellung einzunehmen und sich auf bestimmte Präsuppositionen einzulassen. Er muß unter anderem davon ausgehen, daß die Beteiligten ihre illokutionären Ziele ohne Vorbehalte verfolgen, ihr Einverständnis an die intersubjektive Anerkennung von kritisierbaren Geltungsansprüchen binden und die Bereitschaft zeigen, interaktionsfolgenrelevante Verbindlichkeiten, die sich aus einem Konsens ergeben, zu übernehmen.

Es wird im weiteren und bei genauerer Lektüre zu klären sein, inwiefern diese Zeitschrift mit den naturalistischen Einsichten des Historischen Materialismus unverträglich ist.

*Anmerkung der Redaktion:*

*Bei allem Dank für diese Stellungnahme – wir schieben eine Übersetzung ins Deutsche nach. Was Habermas ausdrücken will ist: Wir Sezessionisten reden miteinander auf der Grundlage der gegenseitigen Annahme, daß das, was der andere sagt, Hand und Fuß hat. Somit sind wir gewissermaßen die letzte Bastion, die den wahrhaft herrschaftsfreien Diskurs untereinander verteidigt. Wir sind das eigentliche Habermas-Projekt, interaktionsfolgenrelevant, versteht sich. Hoffentlich verkräftet der Meister das.*

Weitere Stellungnahmen prominenter Abonnenten (u.a. Bismarck, Nietzsche und Marx) finden Sie im Netztagbuch der Sezession unter [www.sezession.de](http://www.sezession.de)

## Fleischhauer als Trendsetter

von Martin Voelkel

Das Buch von Jan Fleischhauer *Unter Linken. Von einem, der aus Versehen konservativ wurde* (Berlin: Rowohlt 2009, 351 S., kart., 16,90 €) hat bei Konservativen keine gute Presse. Das ist verständlich. Sie sind nicht »aus Versehen« geworden, was sie geworden sind. Ansonsten ist der Band ein Erfolg: zwei Auflagen in einem Monat. Sehen wir also einmal ab von den Schwächen der analytischen Teile, auch von dem Mangel an Schneid, wenn es darum geht, sich wirklich als »Rechter« zu positionieren, und fragen nach den Gründen von Fleischhauers Erfolg. Selbstverständlich stehen ihm als *Spiegel*-Redakteur Möglichkeiten der Einflußnahme offen, selbstverständlich ist Rowohlt ein Verlag, der eine Neuerscheinung plazieren kann und selbstverständlich ist vieles von dem, was Fleischhauer sagt, von anderen vorbereitet worden. Aber diese Umstände erklären den Absatz von Tausenden Exemplaren in so kurzer Zeit nicht. Man muß wohl doch davon ausgehen, daß ein gewisser Nerv getroffen wurde.

Wie läßt sich das erklären? Wahrscheinlich ist eine Ursache der Generationenwechsel. Jetzt gehen die Achtundsechziger tatsächlich in den Ruhestand, also die, die im *annus mirabilis* zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt waren, und es rücken die »Achtundsiebziger« in die Führungspositionen nach. Den Begriff hat Reinhard Mohn zu installieren versucht, wenn auch mit nur mäßigem Erfolg. Das Wort ist blaß, es fehlt ihm Assoziationskraft, denn die »Achtundsiebziger« verbindet kein großes, die Einheit der Generation stiftendes Erlebnis, sie waren '68 zu jung und '89 zu alt. Aber was sie verbindet, ist die Erfahrung, von Linken erzogen zu werden, von linken Lehrern und Professoren, von linken Journalisten und Pfarrern, von linken Funktionären und Politikern, manchmal sogar schon – wie Fleischhauer – von linken Eltern. Die Alternativlosigkeit einer freudo-neomarxistisch-strukturalistischen, fremden-frauen-schwulenfreundlichen, sich ewig mit den Unterdrückten solidarisierenden, die Gleichheit zum höchsten Wert erhebenden Weltanschauung gehörte zu ihrem Leben, ebenso wie das Wissen um eine spe-

zifische linke Unduldsamkeit, eine Neigung, Abweichler oder Gegner mit einer Unbarmherzigkeit auszuschließen oder zu verfolgen, die ihresgleichen sucht.

Fleischhauers Konservativ-Werden war insofern ein Verteidigungsreflex, dann eine Reaktion auf die Wahrnehmung von Alternativen und erst ganz zum Schluß ein offener Schritt ins Unangepaßte. Den vollzog er, obwohl seine Frau – glaubt man der Darstellung – über Umzug nachdachte und wohlmeinende Freunde ihn warnten, ausgerechnet als Journalist ein Bekenntnis gegen die Linke abzulegen. Das alles wird mit einer gewissen Koketterie geschildert und nicht so, wie man es sich wünscht. Aber es ist ein Symptom, auch ein Symptom dafür, wie weit wir sind.

In einem Interview, das die *Welt* mit Fleischhauer und Arnulf Baring geführt hat (»Linken ist wichtig, besser zu sein als die anderen«, in: *Die Welt* vom 2. Juni 2009), ging es nicht nur um das zentrale Thema des Buches, sondern auch um die Frage, wie man denn nun gegen die Linke Stellung beziehen wolle. Baring erklärte sich zum Liberalen, wengleich er zugab, daß man ihn so nicht einschätze, Fleischhauer schwankte zwischen »Bürger« und »Monarchist«. Was die Rechte anbetrifft, so bekundeten beide, daß es die gar nicht gebe. Das ist natürlich unrichtig, und wenn es richtig wäre, dann müßte schleunigst Abhilfe geschaffen werden, aber das wollen Fleischhauer wie Baring gerade nicht. Sie löcken wider den Stachel, aber ihre Stellung bleibt komfortabel, so gehören sie immer noch »dazu« und wollen ihren Status ungerne gefährdet sehen.

Das ist durchaus nachvollziehbar. Die Menge der Martyriumsbereiten, der Propheten und der Bekenner ist immer klein, denn der Preis für den Einsatz hoch, eine lädierte Biographie als Minimum. Wenn sie tatsächlich eine Überlieferung am Leben erhalten oder eine neue Bewegung anstoßen, dann folgen die Trendsetter und im Erfolgsfall und zum Schluß die Masse der Mitläufer. Fleischhauer ist vielleicht ein Indiz dafür, daß wir bei den Trendsettern angekommen sind.

# Das kleine staatspolitische Lexikon

Herausgegeben von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

Das *Kleine staatspolitische Lexikon* ist eine Handreichung für jeden, der das politische Zeitgeschehen mit Skepsis verfolgt. Es bietet eine ungewohnte Perspektive auf die Dinge und läßt sie im rechten Licht erscheinen.



## BAND 1: BEGRIFFE

ca. 200 Seiten, gebunden, 15.00 €  
Erscheint im November 2009

Begriffe sind dazu da, die Wirklichkeit zu beschreiben – oder sie zu verschleiern. Wer weiß, wovon er spricht, findet über kurz oder lang Gehör, gerade auch in der politischen Auseinandersetzung. Dort gilt seit jeher: Wer die Begriffe definieren und setzen kann, gewinnt die Deutungshoheit.



## BAND 2: WERKE

ca. 250 Seiten, gebunden, 15.00 €  
Erscheint im November 2010

Band 2 des *Kleinen staatspolitischen Lexikons* stellt 150 Werke vor, die für das konservative, rechte Denken grundlegend sind und so einen Kanon bilden. Nicht die historische Bedeutung, sondern die zeitlose Gültigkeit bestimmt die Auswahl.

Für Band 1 und 2 zusammen gilt ein Paketpreis von 24.00 €. Die Lieferung erfolgt in zwei Teilen jeweils nach Erscheinen.

## Institut für Staatspolitik (IfS)

Tel | Fax (034632) 90941 • [www.staatspolitik.de](http://www.staatspolitik.de)

## Weisskirchen – unser Bester

von Wiggo Mann

Wenn es in den vergangenen Jahren in Deutschland um Israel, Antisemitismus oder Nationalsozialismus ging, war ein Bundestagsabgeordneter stets vorne mit dabei: Gert Weisskirchen. Wie kaum ein anderer stand der SPD-Politiker für die Moralpolitik der Bundesrepublik. Stets gab Weisskirchen bei seinen Reden den vom Weltschmerz gepeinigten Mahner mit nur einem Ziel: Buße und Wiedergutmachung. Flehenden Blickes und mit erhobenen Händen rief er uns ins Gewissen, daß »bis an das Ende aller Tage der Name Holocaust in den Namen Deutschlands eingebrennt« bleibe. Auf solche Stilblüten der Vergangenheitsbewältigungsprosa werden wir in Zukunft wohl verzichten müssen, denn Weisskirchen wird aus dem Bundestag ausscheiden – nach 33 Jahren. Das Parlament verliert damit seinen wohl engagiertesten Zelebranten des hohen Schuldkults.

Geboren wurde der stets über die Parteiliste gewählte Sozialdemokrat 1944 in Heidelberg. Nach dem Studium an der Pädagogischen Hochschule und der Universität Heidelberg folgte eine kurze Zeit im Realschuldienst. 1976 dann erhielt Weisskirchen eine Professur in Sozialpädagogik an der FH Wiesbaden, zog aber im gleichen Jahr in den Bundestag ein. Dort verbrachte er die folgenden Legislaturperioden als Hinterbänkler. Mit der rot-grünen Koalition schlug seine große Stunde: Er wurde außenpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion.

Breitere Aufmerksamkeit erlangte der Politiker erstmals 1999 als vehementer Befürworter des Holocaust-Mahnmals. In der Bundestagsdebatte forderte er seine Kollegen auf, »Mut« zu zeigen und dem Bau zuzustimmen. Dies sei eine wunderbare Geste, da »in Bonn entschieden würde, was dann in Berlin vervollständigt und gebaut« werde. Im Jahr darauf sorgte er gemeinsam mit Rita Süßmuth dafür, daß der Künstler Hans Haacke sein umstrittenes Heimaterde-Projekt »Der Bevölkerung« im nördlichen Innenhof des Reichstages verwirklichen konnte.

Neben diesem Engagement für Kunst und (Erinnerungs-)Kultur kam aber auch die Außenpolitik nicht zu kurz: Den Wahlerfolg Jörg Hai-

ders nutzte Weisskirchen 1999, um sich als Verfechter der EU-Sanktionen gegen Österreich zu profilieren. Zwar sei Haider kein Hitler, denn »das hieße das Monstrum verharmlosen«, aber er sei ein »Jankerl-Faschist«, aus »dem braunen Boden der Alt-Nazis« aufgestiegen. Doch was bei Österreich erlaubt, blieb bei Israel verboten: Hier dürfe Kritik, wenn sie denn überhaupt geäußert werde, »nur in Sympathie für die Kolleginnen und Kollegen in Israel erfolgen«, so Weisskirchen in einer Bundestagsrede 2002. Der Grünen Abgeordneten Christa Nickels, die die neuen Siedlungspläne Israels kritisierte, entgegnete er, sie habe offensichtlich »nicht wirklich das innere Verständnis dafür gefunden, unter welch ungeheurem Druck die israelische Gesellschaft« nach Frieden suche.

Auch der Politikwissenschaftler Ludwig Watzal bekam Weisskirchens Liebe für Israel zu spüren: Im vergangenen Jahr beteiligte sich der Bundestagsabgeordnete an einer Kampagne gegen den Mitarbeiter der Bundeszentrale für politische Bildung, die letztlich zu dessen Versetzung führte. Watzal hatte es gewagt, von einer »Israelisierung der USA« zu reden. Weisskirchen hingegen fordert die EU-Vollmitgliedschaft des Judenstaates.

In der *Berliner Zeitung* hieß es einmal über Weisskirchen, er sei »unfrei schon in seiner ganzen Körpersprache« und wirke auf den Hörer »wie die Personifizierung des Denkverbots«. Vielleicht war es gerade diese Eigenschaft, die ihn zum »Beauftragten des OSZE-Vorsitzenden zur Bekämpfung des Antisemitismus« qualifizierte, als der er seit 2005 fungiert. Was Weisskirchen nach seinem Ausscheiden aus dem Bundestag machen wird, ist offen. Derzeit wird er als Mitglied der geplanten Antisemitismuskommision der Bundesregierung gehandelt. Vielleicht nutzt er die zusätzliche Freizeit aber auch für sein Hobby: die Malerei. Diese sei ein Ausgleich zur politischen Arbeit, den er auch seinen Kollegen empfehle. Schließlich könnten sie dadurch zeigen, »daß auch sie als Politiker eine empfindsame Seele haben und auch ihre eigenen Gefühle künstlerisch verarbeiten können«. Chapeau!

## Der Subversive, sein Biograph und der Einpeitscher

von Thorsten Hinz

Die lange, herzliche Abneigung des Literaturbetriebs, die dem im Oktober 2007 verstorbenen Walter Kempowski so zu schaffen machte, ist heute so gut wie vergessen. Von Kempowskis rasant gewachsener öffentlicher Reputation zeugt auch das persönlich gefärbte Buch von Gerhard Henschel (*Da mal nachhaken: Näheres über Walter Kempowski. Biographie*, München 2009, 238 S., 14,90 €). Der frühere *Titanic*- und *taz*-Autor hat sich vom Kempowski-Saulus zum -Paulus entwickelt, sein Buch ist eine Mischung aus Werkbeschreibung, Biographie und Sympathieerklärung. So gnadenlos wie bissig zählt er auf, was der deutsche Kulturjournalismus und die Germanistik jahrzehntelang an dem Schriftsteller verbrochen haben. Falsche Gemütlichkeit, Verharmlosung des Faschismus, gefährliches Lob der abgründigen Bürgerlichkeit – so lautete das Standardrepertoire der linksliberalen Kritik.

Der Konflikt zwischen Autor und Kritik, das wird in Henschels Buch schnell klar, war hauptsächlich ein politischer und ideologischer. Die professionellen Leser, im Banne des Adorno-Satzes stehend, im falschen Leben – und das hieß: im Nationalsozialismus – könne es kein richtiges geben, stellten empört fest, daß Kempowski ihre Reflexe partout nicht bedienen wollte. Denn der sah die Literatur nicht als Erziehungsmittel für ein verstocktes Publikum an, sondern war der Überzeugung, ein Schriftsteller habe, statt Anweisungen oder Lehren zu vermitteln, »Sachverhalte jeder Art zu präsentieren und den Leser für mündig genug zu halten, daß er das versteht und seine Schlüsse daraus zieht«.

Damit ist ein grundsätzliches literaturtheoretisches und -geschichtliches Problem berührt. Was eine ideologisierte Literaturkritik bei Kempowski vermißte, war die gängige Metasprache, die im Namen der 1945 siegreichen Weltordnung die deutsche Geschichte in – wie man heute sagt – politisch-korrekt Weise kategorisierte und bewertete. Das konnte und wollte Kempowski nicht, wie er übrigens auch das platte Gegenteil: die Verabsolutierung eigenen

Leids und die Sentimentalisierung der deutschen Opferrolle, entschieden ablehnte. Für ihn kam es darauf an, die unterschiedlichen geschichtlichen Sachverhalte miteinander zu verknüpfen, ohne moralisch lehrhaft zu wirken. An dieser Aufgabe ist die deutsche Nachkriegsliteratur überwiegend gescheitert.

Das Publikum besitzt durchaus einen Instinkt für die Wahrhaftigkeit von literarischen Werken. Anders als die Bücher von Böll, Hochhuth oder Zwerenz haben Kempowskis Publikationen alle »Bücherherbst-Moden« (G. Henschel) überstanden. Sein mehrbändiges *Echolot*, weil es die falsche Meta-Sprache dekonstruiert, gehört zu den wichtigsten Prosawerken der deutschen Nachkriegsliteratur. Gut denkbar, daß die Werke von Kempowski ihre eigentliche Rezeptionsgeschichte erst noch vor sich haben.

Diese Aussicht entsetzt Klaus Köhler (*Alles in Butter. Wie Kempowski, Schlink und Walser den Zivilisationsbruch unter den Teppich kehren*, Würzburg 2009, 473 S., 48 €). Er macht deshalb den Schriftstellern Bernhard Schlink (*Die Vorleserin*), Martin Walser (*Ein springender Brunnen*) und vor allem Walter Kempowski regelrecht den Prozeß. Seine Anklage läßt sich auf die Begriffe bringen: Verharmlosung, Relativierung – überall! Der Holocaust ist für Köhler nicht nur ein »Zivilisationsbruch«, sondern ein »singulärer Zivilisationsbruch«. Den Unterschied erklärt er nicht. Er spannt zwei hochafektive Begriffe zusammen, um eine Betroffenheitssteigerung zu erreichen und sich wichtig zu machen. Weil Kempowski, Schlink und Walser sich der »besonderen Erzählhaltung« verweigern, die der Holocaust laut Köhler erfordert, diese sogar subversiv unterlaufen, hagelt es auf jeder Seite für sie schlechte Noten: Köhlers Ton ist derjenige Schdanows und anderer Einpeitscher des »sozialistischen Realismus«, die in Polen und Ungarn schon in den 1950er, in der DDR ab den 60er Jahren absolut lächerlich waren. Man kann sich nur wundern, woran Leute, die sich für aufgeklärt halten, ihren Verstand und ihre Lebenszeit verschwenden.



## Endlich enttarnt: Heidegger

Emmanuel Faye: *Heidegger. Die Einführung des Nationalsozialismus in die Philosophie. Mit einem Nachwort zur deutschen Ausgabe*, Berlin: Matthes & Seitz 2009 (= Traversen; 5). 557 S., 39,90 €

Um dieses Buch gab es bei Erscheinen des französischen Originals (2005) auch in deutschsprachigen Feuilletons eine kontroverse Debatte. Deshalb sollte man eigentlich dankbar sein, daß jetzt die Übersetzung vorliegt und alle den Grund dieser Kontroversen erfahren. Nach der Lektüre (ich habe es wirklich durchgelesen) gibt es aber nur eine Frage: Wie konnte dieses Buch ernsthaft diskutiert werden? Es geht in der Substanz nicht über das hinaus, was uns Farias oder Ott über Heidegger und den NS bereits gesagt haben. Faye sagt das Bekannte mit einer, so könnte man es wohlwollend nennen, polemischen Verve, die ihresgleichen sucht: Sie erinnert an das Niveau, mit dem die SS-Zeitschrift *Das schwarze Korps* damals Gottfried Benn (»widernatürliches Ferkel«) anpöbelte. »Widerlich«, »abscheulich«, »verabscheuungswürdig«: Solche Wertungen führen bei Faye ein reges Wimmelleben. Es sind Wertungen aus der Sprache der moralisch Rechtschaffenen, die, je nach Konjunktur, immer auf der richtigen Seite zu finden sind. Heute entsteht dann eben Antifa-Prosa. Und um nichts anderes handelt es sich. Daß Heidegger in den Jahren 1932 bis 1934 ein »Nazi« war, daß er Parteimitglied war, daß er sich menschlich nicht immer korrekt verhalten hat: Das alles weiß man. Nun will uns Faye mit seinem Buch zeigen, daß Heidegger immer »Nazi«, seine ganze Philosophie nationalsozialistisch war und er der NS-Bewegung sogar Schlagworte lieferte. Damit könnte man es bewenden

lassen, da vermutlich nur intelligente Menschen Heidegger lesen, also solche, die verstehen, womit sie es zu tun haben. Aber nein, in bester Antifa-Manier wird Gefahr im Verzug gesehen, worauf der Autor einleitend hinweist: »Wir haben noch nicht im vollen Ausmaß erfaßt, was die Ausbreitung des Nationalsozialismus im ›Denken‹ bedeutet. [Faye natürlich schon.] Unmerklich ergreift er den menschlichen Geist, nimmt ihn wie ein Mahlstrom in Besitz und löscht so im Menschen jeden Begriff von Widerstand aus.« Der Sieg der Alliierten habe daran nichts geändert. Im Gegenteil: »Heute findet eine andere Schlacht statt, bei der die Zukunft der Menschheit auf dem Spiel steht.« Weil die Heideggers, Schmitts, Jüngers und Noltes (!) dieser Welt ihre »Strategien zur Wiedereroberung verlorenen Terrains« verfeinert hätten. Aber Faye hat es auf sich genommen und ist in die »finstersten Bereiche der Lehre Heideggers« vorgedrungen. Das ist schwierig, weil Heidegger sich natürlich tarnte: Wenn er gegen NS-Gemeinplätze spreche, wolle er den Leser nicht zum Widerstand ermuntern, sondern im Gegenteil den Leser auf die »Grundlagen« des NS verweisen. Wie die aussehen, wäre eine interessante Frage gewesen. Stattdessen: ein Feuerwerk aufgebauschter »Enthüllungen«. Im Zuge seiner Forschungen (die von den Heidegger-Apologeten natürlich behindert worden seien), hat Faye zweifellos einige Entdeckungen gemacht und neue Dokumente mit einbezogen. Besonders stolz ist er auf den Fund, daß Ernst Forsthoff 1938 in einem Sammelband einen Auszug aus Heideggers Rektoratsrede von 1933 zusammen mit den Zwölf Thesen »Wider den undeutschen Geist« der Deutschen Studentenschaft abgedruckt hat. Er ist darauf so stolz, daß er die betreffenden Seiten im Anhang sogar faksimiliert hat. Die Interpretation lautet: Weil Heidegger in seiner Rede von der

»deutschen Studentenschaft« spricht, zeige das, daß er mit diesen Thesen übereinstimme und sie gleichsam als Denkvoraussetzung akzeptiert habe. Der Abdruck ist für Faye der Beweis. Nun scheint Faye offenbar nicht klar zu sein, daß es im Deutschen ein Unterschied ist, ob ich von der »deutschen Studentenschaft« (womit allgemein die deutschen Studenten gemeint sind) oder von der »Deutschen Studentenschaft« (womit konkret der ab 1932 nationalsozialistisch dominierte studentische Dachverband gemeint ist) spreche. Solche etwas freien Interpretationen bemüht Faye an vielen Stellen des Buches. Wenn Heidegger die Worte »Rasse, Stamm, Geschlecht« verwendet, suggeriert Faye, daß Heidegger Antisemit sei, weil diese Worte »allesamt zum geläufigen Wortschatz des nationalsozialistischen Antisemitismus« gehörten. Wenn er von einem »Führer« redet, sei immer Hitler gemeint und wenn Heidegger ein Kreuzmodell gebraucht, beziehe er sich auf das Kruckenkreuz von Liebenfels. Einige Stellen habe Heidegger sogar aus *Mein Kampf* abgekupfert. Heideggers »Zu-künftige« erinnern Faye an die »Zeitschrift *Die Kommenden* des Bundes der Artamanen« »aus deren Umkreis Himmler kam«. Für Faye steht fest: »Die Verwendung des Wortes ›Negerkral‹ bringt einen tief verwurzelten Antisemitismus zum Ausdruck.« Faye kann also nicht geschichtlich denken und hat vom Kontext der von ihm untersuchten Schriften nicht die geringste Ahnung. So weiß er natürlich auch nicht, was das Wort »Rasse« bei Spengler bedeutet. Der Moralist müßte entrüstet sagen: Mit diesem Machwerk haben sich Autor und Verlag von jedem Gespräch verabschiedet. Aber: So sind sie halt, die Menschen, wenn Sie hoffen, ihr gutes Gewissen in klingende Münze verwandeln zu können.

Erik Lehnert

## Schöne Literatur

Martin Beyer: *Alle Wasser laufen ins Meer*. Roman, Stuttgart: Klett-Cotta 2009. 240 S., 18,90 €

Das kurze Leben des Lyrikers Georg Trakl: Das ist ein Erzähl-Stoff, der einfach irgendwann ergriffen und in Form gebracht werden *mußte*. Trakl – der frühreife Salzburger Decadent, der sich mit seiner Schwester Grete in seine Dachkammer zurückzog, um bei Wein und Tabak an der Welt zu leiden; der intelligente Schulbub, der sich mit einem Theaterstück hervorwagte, der Gequälte, der alles Epigonale abstreifte und unverwechselbar dichtete. Stoff genug also, jedoch zu groß für Martin Beyer, der nur das Billigste bemüht. Seinen Reiz soll der Roman aus dem Spiel mit dem Inzest-Verdacht gegen Trakl und seine Schwester ziehen. Diese Grete mag ein neurotisches Luder gewesen sein, aber selbst dort, wo sie einen jungen Mann, der vielleicht ihr Gatte werden könnte, regelrecht vergewaltigt, erzählt Beyer ganz ohne Phantasie und Talent. Seine Darstellung bleibt überall Oberflächengekratze, wo – um ein gelungenes Gegenbeispiel zu nennen – Peter Härtlings Romane über Friedrich Hölderlin oder Franz Schumann in die Tiefe gehen. Greifen wir das Wichtigste auf, die Entstehung der Trakl ureigenen Form des lyrischen Sprechens. An keiner Stelle des Romans zeigt Beyer, wie aus dem Sprechen-Müssen die spezifische Verdichtung erfolgt, die herbeigelittene Art der dichtenden Äußerung, den traklschen Zeilenstil etwa. Beyer ist in die Dichtung Trakls nicht eingestimmt, er zieht aus der Sprechart Trakls keine Rückschlüsse auf dessen Wahrnehmungsweise. Vielmehr erzählt er klischeehaft-atmosphärisch die bekannten Anekdoten nach und läßt das Figurenkabinett vorbeimarschieren: von Ludwig von Ficker über Arnold Schönberg bis zu Franz Fühmanns Vater (der

Trakl an der galizischen Front 1914 noch traf) sind sie alle da, aber alle sehr flach, sehr anekdotisch halt. Dabei könnte doch tatsächlich so etwas wie der Vor-Weltkriegsüberdruß des alten Europa aufscheinen, und etwas von der großen Lust auf die ultimative Entladung, die Trakl selbst dann von ihrer grauenhaften Seite miterlebte und der er ganz und gar nicht gewachsen war: in Galizien, in der Verwendung als eine Art Feldapotheker, vor allem aber als Handlanger in einem frontnahen Lazarett bei Grodek eingesetzt. Wieder bemüht Beyer Bilder aus den Versen Trakls, ohne jedoch den Weg dieser Bilder in die Dichtung zu verfolgen. Man fragt sich also ständig: Warum schreibt dieser junge Mann einen Roman über einen jungen Mann, der nicht anders konnte als zu dichten, wenn man beim Romancier selbst von irgendeiner Dringlichkeit nichts verspürt? Abgekürzt: Da muß nochmal ein anderer ran, an diesen Stoff!

Wolfgang Gottschalk: *Bauchschmerzen*. Roman, Pro Business: Berlin: Pro Business 2009. 208 Seiten, 9,90 €

Ein gefütterter Umschlag, darin ein Buch von einem jener Verlage, die alles drucken, wenn der Autor selbst bezahlt. Im Begleitbrief steht: »Vielleicht interessiert Sie dieser Roman, der Autor muß Leser Ihrer Zeitschrift sein, denn er läßt die Hauptperson, den Mörder, die *Sezession* als seine Lektüre erwähnen.« Die durchaus spannend geschriebene Geschichte ist rasch gelesen: Ein junger Mann sitzt in Untersuchungshaft, er hat eine fünfköpfige türkische Familie umgebracht. An sieben Tagen erzählt er dem Gefängnisgeistlichen nun seine Lebensgeschichte und besteht darauf, daß ein Tonband mitläuft. Zwischen die Abschriften dieser Gespräche sind kurze theoretische Abhandlungen (zur Kriegsschuldfrage etwa, zur Vertreibung, zum Multikulturalismus) gescho-

ben, die der Täter abends in seiner Zelle niederschreibt. Der Autor hat diesen doppelten Kunstgriff mit Bedacht gewählt: *Bauchschmerzen* ist ein Roman, der viel erklären möchte. Solche Mitteilungsprosa wirkt aufgesetzt, wenn sie bloß erzählt wird. Die Form des Gesprächs ermöglicht hingegen die Ich-Form und zugleich die Distanz davon – hier durch den geistlichen Zuhörer, der stellvertretend für den Leser seine Abscheu kundtut. Worum geht es? Es geht um die Genese des Täters aus der Erfahrung des Alltags und der theoretischen Aufrüstung durch Leute wie uns: Da ist ein Jugendlicher in Frankfurt, kein Raufbold, kein Angsthase, recht intelligent. Die Eltern sind Pazifisten, gefühlslinks. Ganz anders ist's mit Akin, dem türkischen Freund, der das Kickboxen lernt und an Deutschen ausprobiert: »Akin drückte ihn an die Hauswand. Jetzt paß auf, sagte er zu mir. Ich zeig dir an ihm ein paar Kicks.« So geht das weiter: Deutsche Mädchen sind Schlampe und werden als solche gedemütigt; deutsche Jungs sind Opfer und sehen sich durch die Lehre von der historischen Schuld und die multikulturelle Ideologie ihrer Muskeln beraubt, die sie für den Widerstand gegen die Realität doch dringend bräuchten. Der spätere Mörder schiebt die Kulissen beiseite, liest auf Empfehlung eines Antiquars die Literatur der KR und entdeckt die *Sezession*. Er spricht vom »Vorbürgerkrieg« und dann schreitet er zur Tat und mordet brutal – das Pathologische tritt deutlich hervor. Man mag also herzlich lachen bei der Vorstellung, die Lektüre der *Sezession* könnte jemanden zum Psychopathen machen. Aber man sollte nie zu früh lachen: Vielleicht verknüpft dieser Roman die kranke Tat mit unserer Wirklichkeitsbeschreibung, weil sich nur so der Deckel weiterhin erfolgreich auf den Topf pressen läßt. Denn eigentlich muß man unseren Analysen zustimmen.

Götz Kubitschek



## »Gegen Juden an sich habe ich gar nichts ...«

Ralf Georg Reuth: *Hitlers Judenhaß. Klischee und Wirklichkeit*, München: Piper 2009. 376 S., 22,95 €.

In der Frage nach den Ursprüngen von Hitlers Judenhaß liegt eine Brisanz, die über biographisches Interesse hinausreicht – ihre Beantwortung berührt noch die Interpretation der Endlösung der Judenfrage. Gegen die von Hitler selbst in die Welt gesetzte und von seinen Biographen lange Zeit kritiklos übernommene Behauptung, sein Antisemitismus habe sich bereits in den frühen Wiener Jahren herausgebildet und zu einer Rassenideologie verfestigt, sind unterdessen begründete Einwände vorgebracht worden. Immer deutlicher erweist sich das Trauma der Kriegsniederlage und das Chaos der Münchner Räterepublik als entscheidend für Hitlers Radikalisierung. Vor allem Ernst Nolte hat

diese politische Verursachung von Hitlers radikalem Antisemitismus herausgestellt und dessen ideologische Überformung zu einem Rassenantisemitismus als nachträgliches Phänomen gedeutet. Aber auch Johannes Rogalla von Bieberstein stieß in seiner umfassenden Realitätsprüfung des Mythos vom »jüdischen Bolschewismus« auf die primär antibolschewistische Stoßrichtung von Hitlers Judenhaß. Nach Maßgabe dieser konzeptionellen Revisionen und historischen Recherchen sucht Ralf Georg Reuth in seinem Buch mit der »Legende« von Hitlers frühem Antisemitismus aufzuräumen, indem er dessen Anfänge sogar erst in die Jahre 1922/23 datiert, als der Versailler Vertrag seine verheerenden Wirkungen zeitigte und die Angst vor einer Bolschewisierung Deutschlands erneut virulent wurde. Dabei interpretiert Reuth Hitlers »Radikal-Antisemitismus« nicht nur als Reflex auf den »jüdischen Bolschewismus«, dem er bei all

seinen wahnhaften Zügen zugleich einen gewissen Realitätsbezug attestiert, sondern auch als Reaktion auf den »jüdischen Kapitalismus«, den er jenem als ein für Hitler gleichrangiges Feindbild an die Seite stellt. Die Annahme einer weitreichenden politischen Motivation für die Judenvernichtung läßt schließlich deren vielbemühte rassistische Fundierung als *Quantité négligeable* erscheinen.

Insgesamt bietet Reuth eine kompakte Studie mit einer plakativen These, die er meist verbindlich, zuweilen verwegener begründet: So vertraut er naiv einer ebensogut als diplomatische Beschwichtigung interpretierbaren Äußerung Hitlers Max Planck gegenüber, welcher sich für »wertvolle Juden« einsetzte: »Gegen Juden an sich habe ich gar nichts. Aber die Juden sind alle Kommunisten und diese sind meine Feinde, gegen sie geht mein Kampf.«

Siegfried Gerlich

## Doppelte Buchführung

Wolfgang Wippermann: *Dämonisierung durch Vergleich. DDR und Drittes Reich*, Berlin: Rotbuch Verlag 2009. 160 S., 9,90 €.

Wolfgang Wippermann promovierte bei Ernst Nolte, und mit seiner wichtigen Studie über den »Europäischen Faschismus im Vergleich« suchte er Noltés wegweisende Werke zum Faschismus gleichsam von links zu flankieren. Die folgenden Bücher über »Faschismustheorien« und »Totalitarismustheorien« waren noch um wissenschaftliche Solidität bemüht, ließen aber bereits klar das politische Erkenntnisinteresse erkennen – den Totalitarismusbegriff als einen rein antikommunistischen Kampfbegriff zu desavouieren. Nach Erscheinen des *Schwarzbuchs des Kommunismus* konvertierte der vormals der SPD nahestehende Historiker vollends zum Geschichtsrevisionismus der linksradikalen An-

tideutschen um Hermann L. Gremliza, indem er sich offen zum Holocaust als »seiner Religion« bekannte und dem ein emphatisches Bekenntnis zu Lenin und der Oktoberrevolution an die Seite stellte. In diesem Radikalisierungsprozeß markiert sein neuestes Buch das vorerst letzte Stadium. Es handelt von einer angeblich nach der deutschen Wiedervereinigung eingetretenen Dämonisierung der DDR durch deren Gleichsetzung mit dem Dritten Reich. Zur Legitimation dieser insbesondere den Holocaust verharmlosenden Tendenz der aktuellen Geschichtspolitik sei die anachronistische Totalitarismustheorie erneut ideologisch mobilisiert worden, was zu einem »stillen Sieg« Ernst Noltés geführt habe. Da staunt der Fachmann, und der Laie wundert sich: In Wippermanns Anmerkungen zur Lage der Nation kommt der staatlich subventionierte »Kampf gegen Rechts« ebensowenig vor wie

die gesellschaftlich approbierte »Holocaust-Religion«. Dagegen stilisiert er den pragmatischen bundesdeutschen Umgang mit der DDR zu einer geschichtspolitischen Ideologie und schrickt nicht einmal vor der Obszönität zurück, die Gauck-Behörde – anstatt das Ministerium für Staatssicherheit – mit dem »Wahrheitsministerium« aus George Orwells 1984 zu vergleichen. Auch den laxen juristischen Umgang mit nachweislichen Stasi-Tätern, welcher nach der DDR-Gesetzlichkeit geregelt wurde und darum nur zu wenigen Verurteilungen führte, verteidigt der engagierte Moralist ausdrücklich gegen »Rachebedürfnisse beliebiger Opfer der Stasi«. Hier bestätigt ein linker Historiker die Befürchtung, daß Faschismusfixierung und Holocaustfetischisierung unweigerlich zur Verdrängung und sogar zur Verhöhnung der Opfer des Kommunismus führen müssen.

Siegfried Gerlich

## Siegen wollen

Tibor Frank: *Zwischen Roosevelt und Hitler. Die Geheimgespräche eines amerikanischen Diplomaten in Budapest 1934–1941*, Berlin: Duncker & Humblot 2009. 401 S., 38 €

Wenn einer in der amerikanischen Innenpolitik Geld und Unterstützung an der richtigen Stelle investiert, dann bekommt er manchmal einen Auslandsposten zur Belohnung. John F. Montgomery hatte 1932 auf Roosevelt und dessen New Deal gesetzt und für den Präsidentschaftswahlkampf nicht unerhebliche Summen gespendet. Dennoch gehörte er nicht zur ersten Garnitur der Präsidentenkamarilla und erhielt weder den Posten in Moskau noch die von ihm gewünschten Ämter in Den Haag oder Kanada, sondern wurde Gesandter in Ungarn, »am Hof des Reichsverwesers Horthy«. Herausgeber Tibor Frank beschreibt in seiner Einführung trefflich den

Hintergrund dieser Mission. In Ungarn führte Montgomery Hintergrundgespräche, über deren genaue Natur Frank vorsichtig urteilt. Montgomery schöpfte seine Gesprächspartner ab, meint er. Es sei nicht klar, ob diese sich bewußt als Agenten betätigten oder von Montgomery so ausgenutzt wurden. In Ungarn verteilte der Amerikaner jedenfalls auch Geld, unter anderem an den Staatschef Horthy. Nach seinem Tod setzte seine Witwe diese Zahlungen an die Horthys in den 50er Jahren fort. Hier bleibt ein Geschmäcke, ob nicht die amerikanische Politik mit dubiosen Methoden Einfluß auf das Geschehen in Ungarn zu nehmen versuchte. Montgomerys im Buch gedruckte Gesprächsberichte, 182 an der Zahl, geben interessante Aufschlüsse über die Stimmungslage in Budapest. Man legte gegenüber dem Amerikaner Wert darauf, sich von den Deutschen zu distanzieren, zeigte sich aber entschlossen, vor dem Kommu-

nismus sowjetischer Prägung zu warnen und forderte energisch die Revision der nach dem Ersten Weltkrieg geschlossenen Friedensverträge. Auch einen snobistischen Antisemitismus beobachtete Montgomery innerhalb der ungarischen Führung, die aus einem Gesellschaftskreis von nicht mehr als tausend Personen bestand, deren Auftreten und Beziehungen er akribisch notierte. Montgomery gelang es nicht, den Präsidenten sonderlich für ungarische Angelegenheiten zu interessieren. Roosevelt blickte nach England und schickte seine Abgesandten ansonsten eher nach Paris, Prag, Moskau und Warschau. Gerade Ungarns Randlage und die konspirativen Umstände von Montgomerys Gesprächsnotizen geben dem Band seinen Reiz, können doch hier Methoden und Inhalte der Diplomatie in den 1930er Jahren aus ungewohnter Perspektive betrachtet werden.

Stefan Scheil

## Verlieren können

Baal Müller: *Der Vorsprung der Besiegten*. Schnellroda: Edition Antaios 2009, 96 S., 8,50 €

Der Krieg ist Vater aller Dinge, und als Deutsche sind wir heute ausnahmslos seine Kinder, oder vielmehr: die Kinder gleich zweier großer Niederlagen. Von der letzten dieser beiden sagte Ernst Jünger, daß man sich von einer solchen nicht mehr erhole. Alles, was wir heute in Deutschland an politischen Müdigkeiten und Passionen, an irrwitzigen Nationalmasochismen und Neurosen, an Exzentritäten und Extremismen, an Bilderstürmereien und Dennoch-die-Schwerter-Halten wahrnehmen können, hat unterm Strich seinen psychologischen Ursprung in dem Trauma von 1945. Obwohl wir uns tagtäglich einreden, daß gerade diese Niederlage uns erlöst hätte, sind wir immer noch geistig-seelisch Heimatlose. Was nach Hitler, dem Drachenei des Traumas

von 1918ff, noch von der deutschen Seele übriggeblieben war, raubten die russischen Vergewaltiger und kauften die amerikanischen Zuhälter. Die Bewältigung des Traumas würde nichts anderes bedeuten, als aus den Scherben eine neue Identität zu errichten, die der eigenen Geschichte und dem eigenen Wesen, das man irgendwo noch dumpf ahnt, bejahend gerecht würde. In diesem Labyrinth, in dem kein Schlüssel mehr zu passen scheint, irren wir nun seit Jahrzehnten herum. In dieser Lage nimmt man mit brennender Neugier ein Bändchen zur Hand, das die Stirn hat, sich *Der Vorsprung der Besiegten* zu betiteln. Baal Müller folgt darin dem Historiker Wolfgang Schivelbusch, der in seinem Werk *Die Kultur der Niederlage* versucht aufzuzeigen, wie »gerade aus der Verliererposition erstaunliche kulturelle, politisch-administrative, technische und ökonomische Innovationen erwachsen können, da der Besiegte – anders

als der lorbeerumkränzte Sieger – zu einer schmerzhaften, dafür um so grundlegenden, Reflexion seiner Positionen und Identität(en) genötigt ist« (Müller). Der Rezensent verschlang Müllers glänzend geschriebenen, mit luziden, verblüffenden Passagen gespickten Essay mit heraushängender Zunge, der Antwort auf die bange Frage entgegenhechelnd, worin denn nun faktisch der »Vorsprung« und vitale Erkenntnisgewinn der »Besiegten von 1945« bestehe. Das Büchlein endet mit der vagen Skizze eines »ästhetischen Sonderwegs« im Sinne des »Geheimen Deutschlands«, was so enttäuschend ist, als hätte Agatha Christie uns im letzten Kapitel den Mörder vorenthalten. Am Ende bleibt wohl doch nur ein »Vorsprung« in der Dekadenz zu verzeichnen, den inzwischen die gar nicht mehr so siegreich wirkenden Sieger von 1945 mit rasender Geschwindigkeit aufholen.

Martin Lichtmesz

## Gesichter des Krieges

Martin van Creveld: *Gesichter des Krieges*, Berlin: Siedler 2009. 352 S., 22,95 €

Im neuen Buch des israelischen Militärhistorikers Martin van Creveld geht es um den Wandel der bewaffneten Auseinandersetzungen seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Autor setzt nicht mit dem Ersten Weltkrieg ein – statt dessen stellt er eingangs die Frage, was vor 1914 gedacht und entschieden wurde. Das hilft nicht nur den Ausbruch des »großen Krieges« erklären, sondern auch die Art und Weise seiner Durchführung, die eine bis dahin ganz unbekannt Zahl an Opfern forderte und eine Verhetzung der Kampfparteien zur Folge hatte, die jeden Friedensschluß unmöglich machte. Van Creveld spricht von »zwanzig Jahren Waffenstillstand« zwischen 1919 und 1939. In dieser Phase wurden weitere Kriege geführt, allerdings

kaum »zivilisierte«, dafür umso mehr »unzivilisierte«, bevorzugt von den Siegern in ihren überseeischen Schutzgebieten und Kolonien. Obwohl dem von den Zeitgenossen kaum Bedeutung beigemessen wurde, deutete sich hier eine weitere Eskalation an: »Ein Vergleich mit vorangegangenen Epochen«, schreibt van Creveld, »macht deutlich, daß die Gangart härter wurde und daß sich – unter der Oberfläche – bedeutsame Veränderungen vollzogen.« Deren Qualität wurde spätestens mit Beginn des Zweiten Weltkriegs erkennbar. Van Creveld neigt zwar zu einer konventionellen Interpretation der diplomatischen Rahmehandlung, hält sich aber bei der Analyse des militärischen Geschehens weniger an Ülichkeiten, eher an das Gebot der Nüchternheit, das sonst bei der Behandlung dieses Themas regelmäßig sträflich mißachtet wird. Die Entwicklung nach 1945 sieht van Creveld vor allem

dadurch gekennzeichnet, daß die Fixierung auf die Möglichkeit des Atomkriegs den Blick dafür verstellt habe, welche Bedeutung nach wie vor dem konventionellen zukam. Damit waren nicht nur die Stellvertreterkriege gemeint, die die Supermächte führen ließen, sondern auch die Kriege zwischen Staaten der »Dritten Welt«. Hier deutete sich an, was van Creveld erst recht für unsere Gegenwart geltend macht: Die immer wieder postulierten »Revolutionen« des Militärwesens infolge technischer Neuerungen erweisen sich als Chimären. Kriege, jedenfalls solche, die diesen Namen verdienen, zeigen rasch, daß es immer darum geht, mit Soldaten und Waffen einen Gegner zu bezwingen. Wo die Einsicht in den Zusammenhang fehlt oder man glaubt, einen Faktor durch ein Substitut ersetzen zu können, wird man scheitern.

Karlheinz Weißmann

## Gesichter des Nachkriegs

Sabine Bode: *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*, Stuttgart: Klett-Cotta 2009. 304 S., 21,90 €

Mit ihren Büchern über *German Angst* und über das Schweigen der Kriegskinder hat Sabine Bode von sich reden gemacht. In ihrem neuen Buch über »Kriegsenkel« bleibt sie der Thematik – den psychischen Folgen der NS-Zeit aufseiten der »Täter«-Erben – und ihrer protokollartig analysierenden Herangehensweise treu. Unter »Kriegsenkel« versteht Bode die Generation der zwischen 1960 und 1975 Geborenen. Spezieller jene, deren Eltern als Kinder furchtbare Kriegserlebnisse durchlitten haben, oft als Opfer von Flucht und Vertreibung. Bode nimmt eine »transgenerationale Weitergabe« traumatischer Erfahrungen an. Wenn die eigene Mutter Opfer von Vergewaltigungen oder der

Vater Mordzeuge waren, heißt das nicht, daß sich dies bei deren Kindern als manifestes psychisches Leiden niederschlagen muß. Bode ist weder Ärztin noch Wissenschaftlerin, sie widmet sich den beklemmenden Schatten, die auf den Nachgeborenen liegen. Sie nennt keine Prozentzahlen – man mag es für konstruiert halten, daß die hier Porträtierten häufig an Eßstörungen, Kinderlosigkeit und diversen »Beziehungsstörungen« laborieren. Jedenfalls scheint es, daß diese Teilgeneration, anders als die 68er, eben nicht unter den verschwiegenen Untaten ihrer Väter und Mütter leidet (wie auch, wo die Eltern selbst noch Schulkinder waren?), sondern unter unausgesprochenem Leid und Entbehren einer heimatlos gewordenen Nachkriegsjugend. Es fehle nicht an Fakten und Daten über das Regime und seine Auswirkungen, sondern an einem tiefergehenden Verständnis für die Auswirkungen

auf die eigene Identität. Ausführlich kommen Männer und Frauen zu Wort, die sich mit »verbohrten Sichtweisen«, einem extremen Sicherheitsbedürfnis und der Unfähigkeit, Dinge genießen zu können ihrer zwischen 1930 und 1945 geborenen Eltern konfrontiert sehen. Bode stellt sich diesmal auf die Seite der Enkelgeneration; manchmal einseitig. Einmal beklagt sie es als »Loyalitätsfalle«, daß eine Gesprächspartnerin ihren Beitrag »aus Respekt und Liebe zu meiner alternden Mutter« zurückgezogen hatte. Andererseits stellt sie das Desinteresse an den Erfahrungen der eigenen Eltern heraus: »Das übliche Schweigen in deutschen Familien steht in einem bemerkenswerten Kontrast zu der Mühelosigkeit, mit der Hintergrundinformationen im Internet erworben werden können. Es reicht das Eintippen der Stichworte ›Breslau« und ›1945.«

Ellen Kositzka

## Herren und Sklaven

Egon Flaig: *Weltgeschichte der Sklaverei*, München: C.H.Beck 2009. 238 S., 12,95 €

Wenn der multikulturalistischen Rücksicht auf allerlei Empfindlichkeiten das wissenschaftliche Ethos geopfert wird, kann selbst einem Gelehrten der Kragen platzen. So ist Egon Flaig – einer der originellsten Köpfe der althistorischen Zunft – einem größeren Publikum bekannt geworden durch furiose Attacken auf mancherlei politisch-korrekte Zumutungen.

Im vorliegenden Buch zeichnet er – nach einer gelungenen systematischen Einführung und einem vorzüglichen Abriss über die Sklaverei im Alten Orient und der Antike – von der islamischen Welt das düstere Bild des aus »härtesten Unterwerfungskriegen« hervorgegangenen »größten und langlebigsten sklavistischen Systems der Weltgeschichte«, das seine Sklavenmassen

durch permanente Kriege ergänzte, das subsaharische Afrika – lange vor dem Erscheinen der Europäer – zu einer »Sklaven-Lieferzone« degradierte und Europa beinahe dasselbe Schicksal bereitet hätte.

Trotz mancher Einseitigkeit eine in ihrer Wucht und Härte notwendige Korrektur verbreiteter Weichzeichnung der islamischen Geschichte.

Im weiteren findet der Leser noch manch Wissenswertes. Flaig betont, daß es nur Europa gelang, sich aus eigener Kraft von dem ubiquitären Phänomen der Sklaverei zu befreien; doch überwiegen leider die einer Idealisierung des »Westens« geschuldeten, teilweise das Absurde streifenden Verzeichnungen:

Den britischen und französischen Kolonialismus in Afrika sieht er ausschließlich durch abolitionistische Zielsetzungen motiviert, weist ihm deswegen gar eine weltgeschichtliche Vorzugsstellung zu. Daß im Ergebnis die Sklaverei be-

seitigt wurde, mag zutreffen; dennoch hätte man etwas Differenzierung erwartet und einige Überlegungen dazu, wie sich ein »humanitärer Kolonialismus« zu den gleichzeitigen Opium- und Burenkriegen verhält.

Auch den amerikanischen Bürgerkrieg schlägt er über den einzigen Leisten des Abolitionismus: »Dieser Krieg ist nicht um ökonomische oder sonstige Interessen geführt worden, sondern es ging um eine einzige fundamentale Angelegenheit: ob die Sklaverei siegte oder nicht.« (S. 209), was man getrost für abwegig halten darf.

So endet Flaig seinerseits bei einer Instrumentalisierung der Geschichte für ein abstrakt-universalistisches Konzept der Menschenrechte und westlich-liberales Sendungsbewußtsein – mit der Sklaverei als dunkler Folie. Ob damit einer geistigen Selbstbehauptung der europäischen Nationen gedient ist?

Horst Föhl

## Lieber liberal als liberalistisch

Volker Gerhardt: *Existentieller Liberalismus. Beiträge zur Politischen Philosophie und zum politischen Zeitgeschehen*, hrsg. von Héctor Wittwer, Berlin: Duncker & Humblot 2009 (*Erfahrung und Denken*; 97). 346 S., 78 €

Mit Volker Gerhardt ist vor wenigen Wochen einer der bekannteren deutschen Philosophieprofessoren emeritiert worden. Der außeruniversitären Öffentlichkeit wurde Gerhardt durch seine Mitgliedschaft im Nationalen Ethikrat bekannt, in den Kanzler Schröder den Philosophen mit SPD-Partei-buch berufen hatte. Seine liberalen Ansichten zu PID ließen ihm einige konservative Zeitgenossen zürnen. Seinen Ruf innerhalb der Philosophie verdankt Gerhardt, der seit 1992 an der HU Berlin lehrte, weniger seinen Studien zu Nietzsche und Kant als seiner er-

staunlich selbständigen Grundlegung einer Philosophie der Individualität, der er vor zwei Jahren mit der *Partizipation* eine Philosophie der Politik folgen ließ.

Der vorliegende Band versammelt Vorarbeiten und Beiträge dazu. Obwohl der Titel von Gerhardt gewählt wurde, übernimmt es der Herausgeber, der bei Gerhardt promoviert und habilitiert hat, ihn zu erklären. Es handle sich um keinen »Politischen Existentialismus« und habe mit diesem nichts gemein. Stattdessen stehe Gerhardt »in der Tradition der rationalistischen Linie der Politischen Philosophie, die von Platon ausgeht«. Unter den Begriff »Existenz« fasse er die »vernünftige Lebensführung der Individuen, die unter dem Anspruch der Selbstbestimmung« stehe. Was mit Liberalismus gemeint ist, wird im Laufe der Lektüre klar. Es ist offenbar nicht die liberalistische, sondern die liberale Grundhaltung, die gelten läßt, was nicht schadet und dabei,

im Gegensatz zur liberalistischen, nicht vergißt, daß wir nicht allein auf der Welt sind. Wer hier Jaspers als Vorbild vermutet, liegt richtig.

Neben Interpretationen von Klassikern des politischen Denkens (u.a. Platon, Kant und Voegelin) enthält der Band Beiträge zum politischen Zeitgeschehen (von denen die Texte zur 11. Feuerbachthese von Karl Marx von allgemeinem Interesse sein dürften) und systematische Studien zur Politischen Philosophie, die entscheidende Fragen nach der Beziehung der Politik zu Tod, Leben, Person und Institution stellen und die sich durch klare Diktion und lebensnahe Argumentation auszeichnen. Aus dieser Rolle fällt Gerhardt nur, wenn es gegen Carl Schmitt geht, von dem er doch offenbar einiges gelernt hat, und bestätigt damit indirekt und ungewollt Schmitts Definition des Politischen.

Fritz Keilbar

## Tyrannen

Archie Brown: *Aufstieg und Fall des Kommunismus*, Berlin: Propyläen 2009. 938 S., 29,90 €

Das Buch von Archie Brown über Aufstieg und Fall des Kommunismus ist das, was man von einem Oxford-Professor erwarten darf: ein umfassender und kompetenter Überblick zu kommunistischer Ideologie, Bewegung und Regime. Die Schwerpunktbildung wäre im einzelnen zu diskutieren, aber der Gesamteindruck ist ein positiver. Eine vergleichbare Gesamtdarstellung zur Geschichte dieser Weltanschauung und der von ihr hervorgebrachten politischen Ordnungen – vom revolutionären Rußland über die im Zuge der Entkolonialisierung entstandenen roten Diktaturen bis zum Nordkorea der Gegenwart – hat es bisher nicht gegeben.

Kritik muß man allerdings an zwei Punkten anmelden: der Erklärung der terroristischen Struktur des Sowjetsystems und der Darstellung seiner Außenpolitik. Was den ersten Aspekt betrifft, so ist die Behandlung zu lapidar und bleibt deutlich hinter dem zurück, was man über den Zusammenhang von Schreckensherrschaft und Kulturrevolution weiß. Was den zweiten angeht, so ist vor allem das Konventionelle der Vorstellung zu bemängeln, die nicht hinreichend auf die Strategiedebatte der zwanziger Jahre (»2. Imperialistischer Krieg«) und Pläne Stalins im Vorfeld und Verlauf des Zweiten Weltkriegs eingeht. Das Bild eines blind in Hitlers Falle laufenden Mannes, der im Grunde gar keine eigene außenpolitische Konzeption besaß, erscheint angesichts der heute diskutierten Alternativen verblüffend, fast naiv. Man wüßte eben gern, ob eine Äußerung wie die Louis Aragons, er habe 1944/45 erwartet, die Rote Armee werde ihre Pferde in der Seine tränken, mehr war als der Wunschtraum eines linken Intellektuellen.

Martin Voelkel

## Kaiser

Joska Pintschovius: *Der Bürger-Kaiser. Wilhelm II.*, Berlin: Osburg 2008. 534 S., 26,90 €

Langsam, aber unaufhaltsam senkt sich die Waagschale zugunsten Wilhelms II. auch in rein quantitativer Hinsicht. Wenn man auf die Bücher von Straub und Clark (*Sezession* 27) noch das von Pintschovius legt, wiegen sie den Röhl zwar noch nicht auf. Dafür ist das Übergewicht der Revisionen aus qualitativer Sicht schon jetzt erdrückend. Pintschovius steht dabei seinen Mitstreitern in nichts nach. Das Buch ist gut geschrieben und läßt es an eindeutigen Urteilen nicht fehlen. Einleitend weist er auf die Diskrepanz zwischen der NS-Weltanschauung und dem, wofür der Kaiser steht, hin, so daß die in diesem Bereich üblichen Gleichsetzungen gleich als absurd entlarvt sind. Der Leser weiß also, was ihn erwartet, wenn Pintschovius das Leben des Kaisers bis zur Abdankung detailliert nachzeichnet. Ein besonderes Verdienst sind die Schilderungen der Umstände, in denen der Kaiser regierte. Wenn Röhl beispielsweise genüßlich den Eulenberg-Skandal ausbreitet, in dem es um Homosexualität und Patronage ging, weist Pintschovius auf zwei Tatsachen dieses Falles hin, die gern vergessen werden: das Ausmaß der Pressefreiheit und die Unabhängigkeit der Justiz: »Einflußnahmen oder auf die Berücksichtigung einer gebotenen Staatsraison drängende ministerielle Beeinflussung der Staatsanwaltschaft waren, durchaus im Unterschied zu heutigen Gegebenheiten, undenkbar.« Die Friedensliebe des Kaisers wird durch seine preußische Erziehung verdeutlicht: *Bereitschaft* zum Krieg fordern, ohne diesen zu suchen. Diese Haltung, und das könnte man als die Tragik Wilhelms bezeichnen, entfremdete ihn erst von den neuen Eliten und schließlich vom eigenen Volk.

Erik Lehnert

## Minister

Jörg Schönbohm: *Politische Korrektheit. Das Schlachtfeld der Tugendwächter*, Waltrop/Leipzig: Manuscriptum 2009. 63 S., 7,80 €

Ein nächstes schönes Bändchen aus der Essay-Reihe des Manuscriptum-Verlags, das man eigentlich lobend durchnicken könnte: Jörg Schönbohm beschreibt an Beispielen die Absurditäten der *political correctness*: vor allem die sprachlichen Monster, welche dieser menschheitsbeglückende Geist gebiert, den damit einhergehenden Verlust von freier Meinungsäußerung, liberaler Diskussionskultur, lebensnotwendiger Werte. Vieles davon hat man bereits in umfassenderer Form gelesen, aus rechter, aus liberaler, aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Nun ist Schönbohm aber der Innenminister des Landes Brandenburg und so einem steht die Larmoyanz, die im Text mitschwingt, noch weniger als anderen konservativen Kritikern der *political correctness* zu. Denn als hoher Repräsentant des Staates kann man sicher nichts gegen gesamtgesellschaftliche Entwicklungen ausrichten, man könnte aber Konsequenzen ziehen: aussteigen, nicht weiter mitmachen – gerade weil es zu den Aufgaben eines deutschen Innenministers gehört, die Demokratiefinde aufzuspüren und zu jagen. Und umso schaler schmeckt daher Schönbohms Eintreten für die Meinungsfreiheit. Denn diese zeigt sich letztlich erst beim Ertragen und Zulassen der vermeintlichen Feinde der Freiheit, vulgo: die richtig Rechten und die leider Linken. So löblich Schönbohms Ab- und Ansichten sein mögen, gemessen an seiner beruflichen Realität wirken sie etwas absurd: sonntags kräftig aufs System schimpfen, und montags wieder ab ins Büro. Eine schwierige, eine böse Welt, die wohl auch durch Innenministerien und Sprachpolizisten nicht einfacher und nicht netter zu werden scheint.

Hans Gosen

## Militärischer Genius

Trevor N. Dupuy: *Der Genius des Krieges. Das deutsche Heer und der Generalstab 1807–1945*, Graz: Ares Verlag 2009. 440 S., 29,90 €

Das Buch Dupuys genießt einen legendären Ruf. Es liefert die Erklärung dafür, warum preußisch-deutsche Heere über einen Zeitraum von fast 140 Jahren militärisch überlegen waren. Es ist dem Verlag hoch anzurechnen, dieses bereits vor Jahrzehnten erschienene Werk ins Deutsche übertragen zu haben. Der Autor räumt mit der verbreiteten Ansicht auf, die Deutschen seien von ihrer Mentalität her besonders militaristisch gewesen. Das Gegenteil ist richtig. Vielmehr gelang es mit den Reformen Scharnhorsts, militärische Leistungsfähigkeit im Generalstab zu institutionalisieren und unter Berücksichtigung neuester Erkenntnisse und technischer Entwicklungen den Zeitumständen anzupassen. So erkannte der preußische Generalstab früh die Bedeutung des Telegraphen und der Eisenbahn für das Heer. Ab 1848 wurde das Zündnadelgewehr eingeführt, als andere Armeen noch auf Vorderlader setzten. Nach 1918 wurde durch Motorisierung die Beweglichkeit der Truppen und die Waffenwirkung verbessert, da die zu Fuß stürmende Infanterie sich als zu schwach gegen starke Verteidigungsstellungen erwiesen hatte. Die Offiziere des Generalstabs bildeten die Elite der Armee, die aufgrund hoher gesellschaftlicher Anerkennung die Besten der staatsragenden Schichten anzog. Strenge Auswahl, harte Ausbildung und Einwirkung bis in die letzte Kompanie sicherten das Niveau über Jahrzehnte. Der deutsche Generalstab wurde zum Vorbild für ähnliche Einrichtungen fremder Heere. Beispiele, die die Kampfwertüberlegenheit deutscher Soldaten in Sieg (Eben Emael 1940) und Niederlage (Ardennen 1944) zeigen, runden die Darstellung ab.

Olaf Haselhorst

## Völkermorde

Hans Meiser: *Völkermorde vom Altertum bis zur Gegenwart*, Tübingen: Grabert-Verlag 2009. 446 Seiten, 19,80 €.

Bücher zur Genozidforschung haben Konjunktur. Der für sein historisch-revisionistisches Programm bekannte Grabert-Verlag legt mit der Studie des Historikers Hans Meiser eine umfassende Übersichtsdarstellung der Geschichte der Völkermorde von den Urzeiten bis zur Gegenwart vor. Getreu dem Hobbesschen Motto »Der Mensch ist des Menschen Wolf« zeichnet der Autor nach, welche blutige Spur religiöse Verblendung und politischer Machtwahn in der Geschichte der Menschheit hinterlassen haben.

So schildert er sowohl den Völkermord an Armeniern in der Türkei sowie den Klassenmord der Bolschewiki in der Sowjetunion eindrucksvoll anhand der gängigen Forschungs- und Erinnerungsliteratur.

Besonders hervorzuheben ist, daß sich der Autor um Gerechtigkeit bemüht. Den Holocaust an den Juden beschreibt er als »paneuropäisches Ereignis« (R. Wistrich) von der schrittweisen Entrechtung über Zwangsmigration bis hin zum Völkermord.

Zu bemängeln ist, daß Meiser bei der Opferzahl britischer oder spanischer Kolonialpolitik von den höchsten Schätzungen ausgeht, während er bei Opfern deutscher Kolonialkriege die kleinstmöglichen Zahlen annimmt. Hier wäre zu wünschen, der Autor hätte seine berechtigte Kritik an tradierten Quantitäten nicht einseitig angewandt.

Desgleichen ist es unbegründet, den Deutschen einerseits positiv zu bescheinigen, sie hätten die »Schutzgebiete« durch Vertragsabschlüsse mit örtlichen Stammesführern erworben, andererseits den Briten gerade das als besondere »Perfidie« vorzuhalten. *The flag follows the trade* – auch hier erwiesen sich die Deutschen als gelehrige Schüler der Engländer.

Olaf Haselhorst

## Kein wissenschaftlicher Eros

Claudia Bruns: *Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur (1880–1934)*, Köln, Weimar und Wien: Böhlau 2009. 546 S., 44,90 €

Vor Jahren hat eine Universität einem deutschen Arzt den von ihr in der NS-Zeit verliehenen Dokortitel aberkannt. Der Grund war, daß er in den dreißiger Jahren eine Dissertation über das SA-Sportabzeichen geschrieben hatte. Es ist nicht bekannt, was darin stand, aber es spricht einiges für die Annahme, daß es wenig mit Medizin und Wissenschaft und sehr viel mit Ideologie zu tun hatte. Nach den von seiner *alma mater* angelegten Kriterien müßte man eigentlich auch jede Menge anderer Dokortitel kassieren, etwa die, die in der DDR vergeben wurden und deren Träger ganz der Parteilinie entsprachen, dann die, die man in der Phase unseiliger Hochschulreform Anfang der siebziger Jahre verliehen hat und zuletzt noch die, die im Rahmen von *gender studies* erworben wurden und weiterhin erworben werden.

Einer solchen Bereinigung würde auch der Titel von Claudia Bruns, der Verfasserin des vorliegenden Buches, zum Opfer fallen. Denn als Minimum wissenschaftlicher Anstrengung sollte verlangt werden, daß sich jemand mit dem befaßt, was er behandelt, in diesem Fall dem »Männerbund«, und vor allem anderen die Frage klärt, was es damit genau auf sich hat. Wer das aber nicht tut, schlechtes Deutsch schreibt und nur darauf aus ist, frauenfeindliche »Diskurse« auszumachen, der reiht eben Sachfehler und unzutreffende Urteile aneinander, schafft aber nichts, was einen akademischen Titel wert ist, die Unterstützung der Axel-Springer-Stiftung oder eine Juniorprofessur verdient. Wer sich für das Thema »Männerbund« interessiert, lasse also die Finger von diesem Buch.

Karlheinz Weißmann

## Jahrestage: September

Wer würde bestreiten, daß der September ein melancholischer Monat ist? Die Tage werden zusehends kürzer, das Jahr beginnt sich zu neigen, Zeit des Schwindens und der Abschiede. Ist es Zufall, daß unter den vielen (und vielfach zu Recht belächelten) Jahresgedenktagen (Weltschildkrötentag, Weltbevölkerungstag, Tag des Bieres o.ä.) die schönsten und würdigsten ausgerechnet im September plaziert wurden? Eröffnet wird der teils wehmütige Gedenktagen am 12. September mit dem Tag der deutschen Sprache. Tags darauf dürfen wir sowohl den Tag der Heimat (gemeint ist: die verlorene) als auch den Tag des offenen Denkmals begehen. Anders als beim Bier, der Weltbevölkerung u.ä. gilt es hier, dem zu gedenken, was bedroht oder verfallen ist oder jedenfalls zu verkommen droht. Gedenkort und -termine dürfte die Tagespresse vorhalten.

Der je letzte Freitag dieses Monats schließlich wurde dem freundlichen Gedenken an »das deutsche Butterbrot« reserviert. Daß initiativ hierfür kein Hausfrauenbund, sondern ausgerechnet die Nahrungsmittelindustrie (alias CMA) verantwortlich zeichnet, ist am Ende Wurscht.



## 100 Jahre Jugendherbergen

Weil nach obrigkeitlicher Ansicht der Lehrer Richard Schirrmann zuwenig Zeit im stickigen Gelsenkirchener Klassenraum und zuviel auf Wandertagen verbrachte, wurde er versetzt. Dann, so Schirrmann, »überfiel mich plötzlich der Gedanke: Jedem wanderwichtigen Ort in Tagesmarschabständen gleich Schule und Turnhalle auch eine gastliche Jugendherberge zur Einkehr für die wanderfrohe Jugend Deutschlands ohne Unterschied« zu schaffen.

Jener Gedankenblitz am 26. August 1909 datiert als Geburtstag der deutschen Jugendherbergsbewegung – und zugleich dieser Initiative in aller Welt. 1910 schrieb Schirrmann einen Aufsatz, in dem er seine Gedanken über »Volksschülerherbergen« darlegte. »Auch die Knaben und Mädchen des gemeinen Mannes müssen frischfröhliches Wandern als Gegengewicht für die Stubenhockerzeit ihrer Schuljahre üben. ... Wie denke ich mir nun zweckmäßige Herbergen für das gewaltige Heer der Volksschüler?

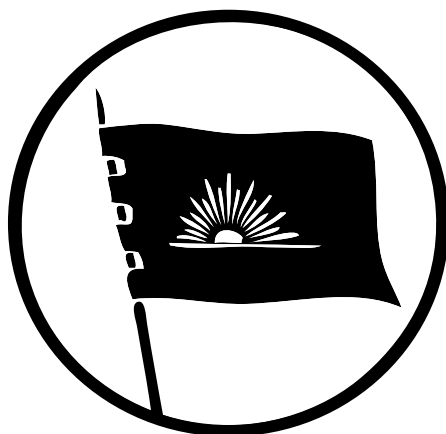
... Jede Stadt und fast jedes Dorf hat eine Volksschule, die in den Ferien mit leeren Räumen geradezu darauf wartet, in einen Schlaf- und Speisesaal für wanderlustige Kinder verwandelt zu werden. Zwei Klassenzimmer genügen, eins für Buben, eins für Mädels. Die Bänke werden teilweise übereinander gesetzt. Das gibt freien Raum

zur Aufstellung von 15 Betten. ... Jede Lagerstatt besteht aus einem straff mit Stroh gestopften Sack und Kopfpolster, 2 Bettüchern und einer Woldecke ... Jedes Kind wird angehalten, seine Lagerstatt wieder fein säuberlich in Ordnung zu bringen ...«. Heute bietet das Jugendherbergswerk Vollpension mit Endreinigung und Lunchpaket (Fanta statt Pfefferminztee) sowie Wellness-, Outdoor- (!), Motorrad-Kreativprogramme und dergleichen Unterhaltung an. Trotz angepriesener »Familienfreundlichkeit« und auch unter Verzicht auf Animationsprogramme wird die mehrköpfige Familie mit dem Billigflieger am Mittelmeer preisgünstiger urlauben, leider.

## Freibund

Wie wir die häusliche Erziehung unserer Kinder gestalten, ist das eine. Das andere – mit oft stärkerem Effekt – besorgen die heimlichen Miterzieher, die sogenannten *peer groups* und vielfältige Konsumangebote. Einem Heranwachsenden öffnet sich die Welt heute ja nicht behutsam in »konzentrischen Kreisen« (Pestalozzi), sondern er wird rasch hineingezogen ins eiförmig-bunte Medienallerlei aus Slangs, Chatrooms, Meinungs- und Kleidungsmoden. Wer solche Einflüsse scheut, mag nach Wegen suchen, seine Kinder möglichst abzuschirmen vom »Draußen«. Oder: Er sucht ebendort nach lebenswerten Alternativen, die in umfassendem Sinne stark – vielleicht immun gegen manches – machen.

Der Freibund e.V. – politisch unabhängig und überkonfessionell – bietet Fahrten, Lager, »wilde und feine Feste« an, auf denen Kinder und Jugendliche (von 6–25 Jahren) Kultur und Abenteuer erleben. Der Jugendbund hat seine Wurzeln in der Wandervogelbewegung, geführt wird er unter dem Grundsatz jugendbewegter Selbstbestimmtheit. Es gibt etliche regionale Gruppen, Fahrten (zuletzt etwa in den Iran und auf die Krim) und Lager finden bundesweit statt. Eine feine Seite mit zahlreichen Bildern und Filmchen ist unter [www.freibund.de](http://www.freibund.de) einzusehen. Kontakt auch über: Der Freibund e.V., Postfach 1505,







37005 Göttingen

### Von Thronstahl

Eigentlich wär's an der Zeit für einen Dokumentarfilm über das Leben des Josef Wilhelm Maria Klumb alias JayKay, diesen ungezügelten Ex-Punk, Katholiken, Poeten und Philosophen aus Leidenschaft, dem vor bald einem Jahrzehnt eine vielleicht gloriose Musikerkarriere (der Vertrag mit Sony stand bereits) durch eine reichlich dreckige Polit-Kampagne zunichte gemacht wurde. Kein Film, aber reichlich hübsche Filmchen werden regelmäßig auf *youtube* eingestellt; das wohl meistaufgerufene Video läßt sich unter den Stichworten *Thronstahl Dressed in Black Uniforms* finden. JayKay steht für Pathos pur, und davon zeugt auch die aktuelle CD *Germanium Metallicum* eines derzeitigen Haupt-Musikprojekts Von Thronstahl. Das Werk wirkt nicht ganz so konzentriert wie frühere Alben und soll eine Abkehr von früherer Innerlichkeit hin zu »Aufruhr« bedeuten. Gespickt wurde wieder ordentlich mit Zitaten: Agnes Miegel, Gottfried Benn und ausführlich Rilke. Sehr hübsch unter den 19 Stücken: *Heimat, Kinder, Revolution*. Bezug zu 14,99 € über [www.trutzburg-thule.de](http://www.trutzburg-thule.de).

### Kirchliche Umschau

Im zwölften Jahr ihres Erscheinens hat sich die katholische Monatszeitschrift *Kirchliche Umschau* ein neues Gewand zugelegt. Im DIN-A4-Format, farbig und übersichtlich werden Essays und Nachrichten aus der katholischen Welt präsentiert. Das Juni-Heft bot eine hervorragende, argumentativ einzigartige Auseinandersetzung mit der Debatte um Kardinal Lehmann und Navid Kermani. In der aktuellen Doppelnummer finden sich unter anderem ein Interview mit dem Medienkritiker Alexander Kissler sowie ein Aufsatz des über viele Jahre schweigsamen, einst vor allem rechten, heute zuvörderst katholischen Vordenkers Gerd-Klaus Kaltenbrunner über Ernest Hello, einen Pionier des *Renouveau catholique*. Die *Kirchliche Umschau* darf man im weiteren Umkreis der Piusbruderschaft ansiedeln, verantwortet wird sie von einer kleinen, nicht-klerikalen Redaktion rund um den Bonner Altphilologen und Hochschuldozenten Heinz-Lothar Barth.

Das Einzelheft (50 S., bewährte Rechtschreibung) kostet 2.80 €, Probeexemplare werden angeboten. Kontakt: St. Petrus Canisius Werk in 53809 Ruppichteroth, Tel.: 02295/90 19 94 oder [KUMschau@aol.com](mailto:KUMschau@aol.com).

### Potentielles Leben

Daß Ideen manchmal ganz schön witzig sein können, zeigt Petra Gehring, Philosophieprofessorin aus Darmstadt, in der aktuellen Ausgabe (Thema: Unterwerft euch!) der *Zeitschrift für Ideengeschichte* (für 12 € unter [www.z-i-g.de](http://www.z-i-g.de)) am Beispiel des »virilen Faktors«, den Christian von Ehrenfels um die Jahrhundertwende in die Sexualwissenschaft einführte. Ehrenfels war nicht als erstem aufgefallen, daß zwischen der Potenz des Mannes, unzählige Nachkommen zu zeugen und der Fähigkeit der Frau, nur eine begrenzte Anzahl austragen zu können, eine Lücke klafft. Deshalb widmete er sich in zahlreichen Schriften der Frage, wie eine Gesellschaft organisiert sein muß, damit die besten Männer mit vielen Frauen viele Kinder zeugen und die weniger virilen Männer möglichst keine Nachkommen produzieren. Ehrenfels war da sehr phantasievoll und einfallsreich. Wen würde es alles nicht geben, wenn sich seine Ideen durchgesetzt hätten? Weiterhin im Heft: Der Althistoriker Wilfried Nippel weist darauf hin, daß vor allem nationalökonomische Gründe zum Ende der Sklaverei führten und keine Menschheitsbeglückungsideen. Der Politologe Reinhard Mehring berichtet aus der Werkstatt seiner Carl-Schmitt-Biographie, die im August erscheinen soll.

### Ganz Fix & Foxi

Im Juni wurde der Untergang der deutschen Comic-Helden Fix und Foxi gemeldet – zum wiederholten Male. Die frech-fröhlichen Füchse und ihre Kumpanen Lupo, Eusebia und Professor Knox waren schon öfters von der Bildfläche verschwunden, als Wiedergänger ihrer alten Größe erschienen sie, zeitgeistig zurechtgeknetet, immer lauer. Dementsprechend fielen die Nachrufe leicht spöttisch aus: wie brav, wie angepaßt! Aber auch die Füchse im Welpenstadium, also in den Sechzigern ff. mißfielen der deutsch-intellektuellen Kritik. Das war kein Wunder, darf man doch ihren Schöpfer Rolf Kauka (1917–2000) aus heutiger Sicht als strammen Rechten bezeichnen. Gut in Erinnerung sind die bilderfreien Mittelteile einiger älterer Ausgaben, in denen »kindgerecht« heikle Dinge wie Kriegsschuldfrage und deutsche Teilung thematisiert wurden. 1965 reüssierte der gebürtige Markranstädter (Sachsen) in seinem Comic-Heft *Lupo modern* mit einer parentief antikommunistischen »Übersetzung« von Asterix und Obelix, die hier als Kalte Krieger in der »Ostgotenzone« agieren – so lange bis der erboste René Goscinny Kauka die Rechte (!) entzog. Disney scheiterte lange mit seinen Versuchen, Kauka in die USA zu locken. 1982 übersiedelte der gesundheitlich angeschlagene, vielfach verheiratete Herr (der auch ein Magazin *ER – Zeitschrift für den Herrn* herausgab) dann doch.



Fix & Foxi betreuten da längst andere, denen 1994 wiederum Kauka die Rechte absprach, der eine Bravoisierung seiner Bildergeschichten kritisierte. Wegen geringer Verkaufszahlen hat nun der derzeitige Verlag Tigerpress (verantwortlich seit 2005) aufgegeben. Annähernd 100 Millionen Exemplare der Bildergeschichten sind bis dato über den Ladentisch gegangen. Falls es eine Auferstehung gibt – bitte nicht wieder als Untote, sondern unter den großen f, wie's Fix & Foxi geizt: Frisch, fröhlich, frei!

### Jörg Haider

Ach ja, die Verschwörungstheoretiker. Diese Klientel wähnt sich skeptisch und hängt doch selbst ihren Glauben an zusammengewürfelte Indizien und esoterische Quersummenspielchen. Ist es nicht so? Der Glaube an eine Handvoll übermächtiger Strippenzieher, die die Welt lenken und als *ultima ratio* Unliebsame kaltmachen, wirkt ent- und belastend zugleich. Das neue Buch des Enthüllungsjournalisten Wisniewski (*Operation 9/11; Das RAF-Phantom*) nährt den Verdacht, Haider sei als Hoffnungsträger einer freiheitlichen Bewegung den obskuren Weltlenkern so gefährlich geworden, daß man ihn ausschalten mußte. Und: Er tut das bei allem Ballast, den ein solches Skandalbuch mit sich tragen muß, so fundiert, so nah an seinem Objekt und den Umständen, daß einem doch ganz mulmig wird. Die erste Auflage (mit einem Stichwortverzeichnis von Airbag bis Wodka) war bereits nach drei Wochen vergriffen.

Gerhard Wisniewski: *Jörg Haider. Unfall, Mord oder Attentat?* Rottenburg: Kopp-Verlag 2009. 272 S., 19,95 €

### Philo-/Antisemitismus

Was Antisemitismus ist, müßten wir eigentlich alle wissen: Offenbar leiden wir an einer entsprechenden erblichen Anlage. Das behauptet zumindest ein Harvardprofessor. Anders verhält es sich mit dem merkwürdigen Phänomen des Philosemitismus, dessen wir ebenfalls nicht unverdächtig sind. Wie das zusammenpaßt, versucht die Festschrift zum 65. Geburtstag von Julius H. Schoeps zu ergründen: *Geliebter Feind – gehasster Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart* (Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009. 752 S., 36,90 €). Dem von Irene A. Diekmann und Elke

Vera Kotowski herausgegebenen Band liegt eine internationale Konferenz zu eben jenem Thema zugrunde, die im Juni 2007 in Potsdam stattfand. Das Problem: »Wer in der Gegenwart an die Geschichte der jüdisch-christlichen Beziehungen anders als ausschließlich mit dem hermeneutischen Parameter des Antijudaismus beziehungsweise des Antisemitismus herangeht, steht schnell unter dem Verdacht, die Schuld der Christen gegenüber dem Judentum verharmlosen zu wollen.« Davon haben sich die Veranstalter nicht abschrecken lassen. Das Spektrum der Beiträge reicht von Begriffsbestimmungen über Beiträge zum historischen Phänomen, Philosemitismus in einzelnen Ländern, einzelnen Wissenschaften, in Kunst und Kultur bis zum Thema »Nachträgliche Wiedergutmachung. Philosemitismus bei den ›Kindern der Täter‹«. In der näch-

### GELIEBTER FEIND GEHASSTER FREUND



sten Ausgabe der *Sezession* folgt eine ausführliche Besprechung.

### Schlechte Menschen kennen keine Lieder?

Schuster bleib bei deinem Leisten: Daran hätten sich besser auch die beiden Journalisten Christoph Ruf und Olaf Sundermeyer gehalten. Doch offenbar fühlten sich beide zu Höherem berufen. Ein Buch mußte es sein, über die NPD (*In der NPD. Reisen in die National Befreite Zone*) und zwar in der »Wissenschaftlichen Reihe« des Beck-Verlags. »Rechts« sells! Mit der Wahrheit nahmen sie es allerdings nicht so genau. So behauptete der NPD-Aussteiger Uwe Luthardt in einem mehrseitigen Interview, Jürgen Gansel stimme auch mal das Lied an: »Eine U-Bahn bauen wir – von Jerusalem bis nach Auschwitz«. Diese offenbar der Phantasie Luthardts entsprungene Aussage wollte der NPD-Landtagsabgeordnete nicht auf sich sitzen lassen und ging rechtlich gegen das Buch vor. Mit Erfolg: Der Beck-Verlag änderte die entsprechende Passage. Nun ist von »Kameraden« die Rede, die das Lied anstimmten. Zudem soll Gansel eine vierstellige Summe als Entschädigung und die entstandenen Anwaltskosten erhalten haben. Wer den Scha-



# **BERATUNG OHNE FALSCHEN SCHEIN**



Die BIRKE e.V.

## **Weil es im Leben immer eine Lösung gibt ...**

Die BIRKE unterstützt seit 23 Jahren schwangere Frauen in Konfliktsituationen. Durch professioneller Beratung und individuelle Hilfe entscheiden sich die Frauen für ihr Kind.

Die BIRKE ist DIE Alternative zu staatlichen Beratungsstellen, da wir keine „Schein“-Beratung betreiben. Wir finden gemeinsam mit den schwangeren Frauen einen Ausweg aus dem Konflikt - hin zu ihrem Kind!

**Bitte helfen Sie uns und werden Sie Schutzengel für ein ungeborenes Kind! Bitte spenden Sie mit dem Betreff „scheinfrei“ an:**

**Sozialbank München | Kto. 88 55 800 | BLZ 700 205 00**

Die BIRKE e.V. | Bergstraße 114 | 69121 Heidelberg | Email: [info@diebirke.org](mailto:info@diebirke.org) | [www.diebirke.org](http://www.diebirke.org)

# Wahrnehmung und Politik

von Erik Lehnert

In der letzten *Sezession* hat Götz Kubitschek ein Angebot an Rechtsintellektuelle unterbreitet, sich als »Wahrnehmungselite« zu verstehen. Parallel dazu hat er auf der Internetpräsenz *Sezession im Netz* unter der Frage »Wie weiter?« im letzten Vierteljahr einige konkrete Punkte benannt, an denen sich die politische Diskrepanz zwischen Denken und Handeln besonders deutlich zeigt. Es handelt sich dabei zunächst um den Versuch einer Selbstverortung, die gar nicht besonders rechts oder intellektuell ist, sondern die sich jedem denkenden Menschen in der ein oder anderen Form stellt. Kant hat dafür drei prägnante Fragen formuliert: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Es geht um Erkennen, Handeln und Glauben. Die allgemeine Frage »Was ist der Mensch?«, aus der sich politische Schlußfolgerungen ziehen lassen, kann ich erst beantworten, wenn ich die drei Fragen konkret für mich beantwortet habe. Das öffentlich zu tun, setzt voraus, daß man bereits auf die zweite Frage nicht »Nichts!« antwortet, sondern wenigstens der Auffassung ist, man solle seine Gedanken festhalten und zugänglich machen – warum auch immer. Begründungen sind viele denkbar. Sie reichen von der Bestreitung des Lebensunterhalts bis zur Hoffnung, daß andere diese Gedanken ins Leben übersetzen.

Wie beantwortet Kubitschek die drei Fragen Kants? Die Kernaussagen seines Textes zur Wahrnehmungselite lauten zusammengefaßt: Der Staat ist im Zeitalter der Massen eine Versorgungsmaschine, die von einer Funktionselite am Laufen gehalten werden müsse. Die Krise habe das Eingeständnis dieser Funktionselite, machtlos und ahnungslos zu sein, zutage gefördert. Dadurch sei das Vertrauen in das System erschüttert, ohne daß es ein neues oder anderes gebe. Die Politik habe mit ihrem Machterhalt genug zu tun und könne daher das »Ganze« nicht in den Blick nehmen. Diese Diskrepanz zwischen eigener Erkenntnis, Einsicht in die Zweck-

losigkeit des Handelns und dadurch bedingter Machtlosigkeit sei nicht neu. Arnold Gehlen habe das vor 45 Jahren bereits ähnlich gesehen. Als Alternative bietet Kubitschek die Wahrnehmungselite an, die beobachtend über der Zeit steht und, so wird man ergänzen dürfen, ihre Wahrnehmungen niederschreibt und nur hoffen kann, daß sich aus ihrem Fundus irgendwann einmal jemand bedient. Auf der Linken nannte sich das Avantgarde. Ansonsten wäre das Niederschreiben dieser Wahrnehmungen nicht mit dem Anspruch, Elite zu sein, in Einklag zu bringen. Die Antworten auf die drei Fragen lauten (verkürzt): Wir können nur wenig wissen. Wir können nur wahrnehmen und es kundtun. Wir hoffen auf bessere Zeiten, in denen wir wieder gebraucht werden.

Mit der Analyse der Lage wird man weitgehend übereinstimmen: Welche Gestaltungsräume blieben, wenn man selbst an der Macht wäre? In der milden Form – nehmen wir an, wir hätten die Bundestagswahl gewonnen – müßten wir im Normalfall eine Koalition eingehen und dabei die Hälfte unserer Ideen und Wahlversprechen aufgeben. Der Rest verliert sich dann im Tagesgeschäft und Streit um Kompromisse mit den Ländern und Europa. Was wir tun könnten, wäre vielleicht, einige Symptome der jetzigen Situation zu mildern. Da dies in der Regel vom Bürger Verständnis für die Gesamtlage in Absehung seiner eigenen verlangt, stünden unsere Chancen für eine Wiederwahl schlecht. Im Falle einer Krise gäbe es auch für uns nur zwei Möglichkeiten: Geld verschenken, um wiedergewählt zu werden, oder sparen und um Einsicht betteln, die in der Regel nicht gehört werden wird. Denn ob es Deutschland in 30 Jahren noch gibt, dürfte den meisten Wählern relativ egal sein, solange ihre gegenwärtigen Bedürfnisse befriedigt werden. Walther Rathenau bemerkte dazu, daß jedes »Unternehmen zugrunde geht, dessen Politik sich auf Erledigung von Tagesfragen beschränkt.



*Die Gedanken Erik Lehnerts aus diesem Beitrag sind auch in seine umfangreichere Auseinandersetzung mit der Frage »Wozu Politik?« eingeflossen. Sie erscheint als Kaplaken 18 im Oktober.*

Im Wettkampf der Organismen siegt der auf weite Zukunft angelegte; Zukunftspolitik aber ist Sache der Intuition und Genialität, sie ist für die Menge nicht überzeugend, wird bestritten und kann nur im Stande voller Bewegungsfreiheit, ehrlichen Vertrauens und langer Ungestörttheit geführt werden.«

Das stellt unserem politischen Alltag kein gutes Zeugnis aus und legt in der Tat nahe, von solchen Dingen die Finger zu lassen, wenn man mit Politik mehr verbindet, als sich damit seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Und doch sind wir mitverantwortlich für den politischen Raum, ohne die Lösungen unserer Probleme zu kennen. Oder könnten wir den Staat entschuldigen, die Ausländer integrieren oder zurückführen, die Arbeitslosigkeit bekämpfen, die Spirale von Konsum und Gleichgültigkeit durchbrechen und wieder so etwas wie eine politische Einheit aus den Deutschen machen? Wir könnten es behaupten. Aber wenn wir ehrlich sind, können wir es nicht. Das Beunruhigende ist, daß wir damit nicht alleine stehen. Niemand weiß die Antwort. Und doch müssen Politiker das Gegenteil glauben oder wenigstens so tun, als wüßten sie, wie es geht. Sonst werden sie nicht gewählt. Wir stellen uns nicht zur Wahl und haben hier also nichts zu befürchten, wir können ehrlich sein. Aber auch auf der metapolitischen Ebene geht es um Konzepte, die die Wirklichkeit wenigstens gedanklich bewältigen sollen. So können wir wenigstens die Lage schildern, ohne lügen zu müssen. Ist das die Wahrnehmungselite?

Kubitschek bezieht diesen Begriff auf eine Nachlaß-Aussage von Nietzsche, in der er sich zu den »spätgeborenen Individuen« zählt, die »in früheren Zeiten zu der herrschenden Klasse der Priester, des Adels, der Denker gehört hätten. Jetzt überschauen sie die Vernichtung der Religion und Metaphysik, Noblesse und Individual-Bedeutung.« Der entscheidende Satz lautet hier allerdings: »Sie müssen sich eine Bedeutung ge-

ben, ein Ziel setzen, um sich nicht schlecht zu finden.« Aber sie dürfen nicht lügen, vor allem wohl nicht sich selbst belügen, nicht an der vergangenen Zeit hängen und sich aus dem Geschäftsbetrieb heraushalten. »Sie ergreifen die Theile der Erkenntniß, welche durch das Interesse der Klugheit nicht gefördert werden! Ebenso die Künste, welchen der moderne Geist abhold ist!« Sie werden weltfremde Philosophen oder erfolglose Künstler. »Sie sind Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt.« Ein Adler hat mit dem irdischen Gewimmel nicht mehr viel zu tun. Er wohnt auf seinem Horst und kann sich zwar einen Überblick verschaffen, doch die näheren Umstände müssen ihm verschlossen bleiben. »Sie beschränken sich zur größten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein.« Sie haben an dem Geschehen keinen Anteil mehr, und es ist die Frage, ob Nietzsche der Meinung war, daß sie das Verstandene weitergeben sollen oder nicht. Er spricht davon, daß »sie« die Individuen erziehen und die Menschheit »sie« einst nötig haben wird.

Als Beispiel führt Kubitschek die Brüder Jünger an, die sich nach einer Phase als »radikale Praktiker« zurückgezogen und eigentlich nur noch Beobachtungen angestellt hätten. Die Jünger waren in der Weimarer Republik nicht der Auffassung, daß die allgemeine Lage ausweglos wäre. Das waren sie erst nach Hitlers Machtergreifung. Aber haben sie sich in Weimar politisch betätigt, waren sie Praktiker? Sie dachten laut: Wenn der Versailler Vertrag revidiert werden würde, gäbe es einen Ruck und Deutschland könnte sich wieder zusammenreißen. Rußland galt als bedenkenswerte Alternative, wie aus einem besiegten und revolutionierten Land wieder ein weltpolitischer Faktor werden könnte. Ernst Jünger schrieb 1929: »Es gibt in dieser Zeit viele schätzenswerte Bestrebungen

geistiger, politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultischer Art, von denen man sich Änderung erhofft. Sie alle beziehen sich auf Teilbestände, und die Hebel, die von ihnen aus angesetzt werden, sind zu kurz, um wirklich umwälzen zu können.« Hier wird man vermuten dürfen, daß sich Jünger von den anderen Bestrebungen absetzen will und einfach unterstellt, daß sie nicht auf das Ganze gehen. Aber jede dieser Bestrebungen behauptet genau das und unterscheidet sich im Anspruch in keiner Weise von Jüngers Vorschlag: »Allein der Nationalismus macht eine Ausnahme – vorausgesetzt, daß wir lernen, ihn zu sehen, wie er gesehen werden muß. Er ist keine Idee unter anderen Ideen. Er sucht nicht das Meßbare, sondern das Maß. Er ist die sichere Zuflucht zum mütterlichen Sein, das in jedem Jahrhundert neue Gestalten aus sich gebiert.« Ist das politische Praxis? Wo, in den zwanziger Jahren, hätten die Brüder Jünger denn Politik gemacht? Sie haben geschrieben und geglaubt, daß sie damit etwas bewegen können. Sie haben sich nicht an Freikorps beteiligt, sich nicht zur Wahl gestellt, keinen Rathenau umgebracht und auch nicht konspiriert.

Als die nationale Revolution dann ohne sie stattfand, sah das alles irgendwie nicht schön aus und beide hatten keine Lust sich einzureihen. Es spricht für sie, daß ihnen klar war, daß ihnen niemand eine Führungsrolle zugebilligt hätte, sondern maximal ein Aushängeschild aus ihnen geworden wäre. Die Gemeinsamkeiten mit dem NS-Staat waren zudem eher oberflächlicher Natur. Mit Demokratie, Rassentheorie und Gleichschaltung hatten es die Brüder Jünger nie. Aber warum halten sie jetzt nicht offen dagegen? Warum jetzt der Rückzug in Metaphysik und Kunst? Vermutlich ist der Grund ganz banal: Die Zeiten waren für unabhängige Geister schlicht etwas gefährlicher geworden. Das dürfte ihnen spätestens der 30. Juni 1934 vor Augen geführt haben. Mit Edgar Julius Jung wurde damals jemand liquidiert, der einen ähnlichen Lebensweg wie die Brüder Jünger hinter sich hatte und der offenbar doch völlig anders veranlagt war. Jung war wie sie Antidemokrat, machte sich wie sie über den Charakter des NS keine Illusionen und wollte dennoch wirken, weil er an etwas glaubte (die dritte Frage Kants!). Er glaubte an seine Verantwortung vor Gott: Warum jetzt schweigen? Nur weil es gefährlicher geworden ist, sich frei zu äußern? Für Jung war die Marburger Rede, die er für Papen verfaßte, wohl der Lackmuse für die Kraft seiner Überzeugungen. Das kann man, mit gutem Recht, für naiv und dumm halten. In jedem Fall ist es aber extrem elitär, wenn man sein Ethos in diesem Maße zur Geltung bringt. Jung wird keiner unterstellen können, daß er sich den »eigenen Gang in die Dekadenz« irgendwie verbrämt hätte.

Die Jünger-Brüder sind im weitesten Sinne »ausgestiegen«, haben sich lediglich metaphorisch geäußert und die politische Arena gemieden (die betreten nur NS-Schriftsteller und Exilanten). Wenn wir wollen, können wir beide unter den Begriff der Wahrnehmungselite subsu-

mieren. Beide waren machtlos und haben mehr gesehen als der durchschnittliche Zeitgenosse. Ist das alles? Warten wir jetzt kommentierend den Untergang oder das Morgenrot ab? Was können wir überhaupt erkennen, wahrnehmen, wissen?

Wahrnehmung – vielleicht sollten wir besser von Erkenntnis sprechen – liegt zwischen Macht und Dekadenz. Macht bedeutet: das, was man erkennt, auch umsetzen zu können. Dekadenz bedeutet: zwischen Erkenntnis und Macht keinen Zusammenhang mehr zu sehen. Der Begriff der Wahrnehmung ist in diesem Zusammenhang nur dann sinnvoll, wenn er uns in die Lage versetzt, diese Klippe zu umschiffen. Wahrnehmung funktioniert nicht voraussetzungslos und bildet nicht einfach Gegebenheiten ab. Zuvor erworbenes Wissen des Wahrnehmenden wird auf den Gegenstand projiziert. Wir brauchen, um die Wahrnehmung nicht zu einer dekadenten Spielerei werden zu lassen (»ich sehe was, was du nicht siehst«), ein Kriterium für die Richtigkeit der Wahrnehmung. Nietzsche ist skeptisch, daß wir überhaupt Zugang zu den Dingen haben: »Daß zwischen Subjekt und Objekt eine Art adäquater Relation stattfindet; daß das Objekt etwas sei, das von innen gesehn Subjekt wäre, ist eine gutmütige Erfindung, die, wie ich denke, ihre Zeit gehabt hat.« Der neuzeitliche Mensch ist, wie Gottfried Benn es ausdrückte, mit der »Seuche der Erkenntnis« geschlagen. Alles ist relativ geworden, seit Denken und Handeln nicht mehr eins, Erkennen und Erkanntes nebeneinanderstehen und die Verbindung zwischen Objekt und Subjekt zerspalten ist. Diese Spaltung macht den Menschen aus, er ist aus der fraglosen Einheit herausgetreten und die »sichere Zuflucht zum mütterlichen Sein« ist für immer versperrt.

In seinem Essay *Macht und Entscheidung* analysiert Panajotis Kondylis die Möglichkeit eines »wertfreien deskriptiven Dezisionismus«, der sich also ganz auf die Erkenntnis zurückzieht, daß die »letzte, nicht weiter reduzierbare Wirklichkeit« aus »Existenzen, Individuen oder Gruppen« besteht, »die um ihre Selbsterhaltung und dabei notgedrungen auch um die Erweiterung ihrer Macht bestrebt sind.« Wenn man die Welt so ansieht, kann man viel erkennen, man kann den Menschen aber keine Anleitung für ihr Leben geben, da keine Machtansprüche und Interessen formuliert werden: »Wo Machtansprüche fehlen, muß sogar nicht bloß das Enthalten von praktischen Empfehlungen, sondern auch das totale Schweigen folgen; selbst die öffentliche Mitteilung der wertfreien dezisionistischen Theorie bildet eine Inkonsequenz, die auf schriftstellerische Eitelkeit oder auf Lust an der Provokation zurückgeht.« Wer sich auf Wahrnehmung beschränkt, muß schweigen, es sei denn er verdient sein Geld damit. Sobald er einen Sinn, ein Ziel oder etwas ähnliches erblickt, wird er nicht schweigen und sich eben damit auch nicht auf die Wahrnehmung allein beschränken. Fraglich ist jedoch, ob dieser interessenlose Blick uns der Wahrheit näherbringt als beispielsweise ein kämpferischer Essay der Brüder Jünger aus den zwanziger Jahren. Ist es solche Wahrnehmung,



die wir nötig haben werden, wenn »der gemeine Rauch der Anarchie vorüber« ist?

Darüber brauchen wir uns glücklicherweise nicht auch noch den Kopf zu zerbrechen, denn eine wertfreie, interessenlose Betrachtung gibt es nicht. Und wenn es sie gäbe, würde sie niemanden interessieren. Kondylis: »Eine konsequente wertfreie Betrachtung wird erst möglich, wenn man die These, Welt und Mensch seien an sich sinn- und wertlos, in allen ihren logischen Implikationen ernst nimmt.« Nietzsches Adler, der »Beobachter der Zeit«, soll dies wohl versinnbildlichen. Doch damit befinden wir uns im Bereich des »Übermenschen«, dem nachzustreben wir zwar angehalten sind, obwohl wir wissen, daß wir es nicht werden. Für Menschen gilt Nietzsches Satz: »Das Maß dessen, was uns überhaupt bewußt wird, ist ja ganz und gar abhängig von der groben Nützlichkeit des Bewußtwerdens: wie erlaubte uns diese Winkelperspektive des Bewußtseins irgendwie über ›Subjekt und ›Objekt‹ Aussagen, mit denen die Realität berührt würde!« Wahrnehmung ist ohne Interesse nicht möglich und der Rechtsintellektuelle sollte ja wenigstens ein Interesse daran haben, daß auf ihn gehört wird. Dazu braucht er Macht, weil »man sein Ethos nur aus der Lage des Obenseins heraus voll ausleben kann« (Gehlen). Der Rückzug der Brüder Jünger wirkt ja nur deshalb frappierend, weil sie vorher so überspannte Vorstellungen von ihren eigenen Wirkungsmöglichkeiten hatten.

Welche Vorstellungen vom politischen Handeln verbinden sich mit der Wahrnehmungselite? Wenn wir uns Nietzsches Adler als Maßstab nehmen: gegenwärtig keine. Politik beschreibt aber eben nicht nur den Bereich der Tagespolitik und der überspannten Heilserwartungen. Politik umfaßt die Gesamtheit des menschlichen Lebens. Das hat mit der Staatsform, in der wir leben, nicht viel zu tun, sondern mit der schlichten Tatsache, daß wir nicht allein auf der Welt sind und durch unser Handeln und Unterlassen ein Beispiel geben, dem andere vielleicht folgen. Hier liegt der eigentliche Grund, warum ich dem Begriff der Wahrnehmungselite skeptisch gegenüberstehe (abgesehen davon, daß ich es unseren Enkeln überlasse, über unseren Elitencharakter zu urteilen): Hinter der Wahrnehmungselite lugt die trügerische Hoffnung hervor, daß es uns gelingen könne, aus dem Schuldzusammenhang menschlichen Handelns auszuweichen. Es schwingt zum einen das leidige Gefühl der Entfremdung mit und zum anderen die Frage, wie man dem entkommt. Indem man aus der Zeit aussteigt. Das kann man geistig (dann wird man ein Träumer und Phantast, der aber sonst funktioniert) oder man kann es real tun und sich eine Nische suchen, sein Ding machen. Beides ist auf den ersten Blick ganz sympathisch, hat aber einen Haken.

In der Legende *Die Augen des ewigen Bruders* von Stefan Zweig, die der damaligen Mode gehorchend in Indien spielt, entsagt ein wohlhabender und mächtiger Mann dem irdischen bzw. gegenwärtigen Tun und geht in den Wald, um

nichts mehr zu tun und keine Schuld mehr auf sich zu laden. Es spricht sich herum, daß er so im Wald lebt und einige folgen seinem Beispiel, verlassen Hof und Familie, um es dem Weisen gleichzutun. Aber, so die Moral der Geschichte, auch das Nichtstun birgt Schuld. »Allein meinte ich zu tun.« Eine Frau und Mutter, von ihrem Mann seinetwegen verlassen, belehrt ihn: »Wo ist dann deine Weisheit, du Weiser, wenn du dies nicht weißt, was Knaben schon wissen, daß alles Tun von Gott getan ist, daß keiner sich mit Willen ihm entwindet und dem Gesetz der Schuld. Nichts denn ein Hochmütiger bist du gewesen, der du meinstest, Herr zu sein deines Tuns und andere zu belehren [...].« Schließlich bittet der Weise den König, in seine Dienste treten zu können, und sei es der niedrigste: »Ich will nicht mehr frei sein meines Willens. Denn der Freie ist nicht frei und der Untätige nicht ohne Schuld. Nur wer dient, ist frei, wer seinen Willen gibt an einen andern, seine Kraft an ein Werk und tut ohne zu fragen.« Er wird Aufseher der Hunde am Hofe und nur die Hunde erinnern sich seiner, als er stirbt.

Es gibt keinen König mehr, in dessen Dienst wir uns stellen könnten. Und auch die anderen Größen – Volk, Staat, Nation oder Kirche – werden unserem Anspruch nicht gerecht. Wir wollen keine Erfüllungsgehilfen und kein Rädchen sein und wir wissen, hoffentlich, daß wir das Ganze nicht überblicken. Und dennoch leben wir jetzt und geben jetzt ein Beispiel. Wenn wir uns auf den Horst der Wahrnehmungselite zurückziehen, geben wir den Kampf auf und verbrämen uns unweigerlich die eigene kleine Existenz. Am Ende wird so aus Nietzsches Adler schnell der »Hund in der Sonne« (Erhart Kästner), für den die Zukunft kein Gegenstand des Nachdenkens ist. Es gibt keine Politik, die diesen Fall ausschließen könnte. Was es gibt, sind Einsichten, die verhindern, daß man aufgibt und liegenbleibt. Drei Beispiele (mit Bedacht aus dem Fundus der Wahrnehmungselite des 20. Jahrhunderts ausgewählt):

1. »Optimismus ist Feigheit.« (Oswald Spengler) Das ist die Aufforderung zum genauen, rücksichtslosen Hinsehen. Man darf sich nichts vormachen, nicht über sich, die Menschen und die Welt. Entscheidungen müssen getroffen werden, weil es auf uns ankommt.

2. »Verwirklichung im Scheitern kann so wirklich sein wie Erfolg.« (Karl Jaspers) Wir kennen die ewigen Maßstäbe nicht, nach denen unser Handeln bewertet werden wird. Wir überblicken nicht die Folgen unseres Handelns. Wir wissen nur, daß wir die Welt nicht vollenden können und immer scheitern, ohne es zu wollen.

3. »Der Mensch ist dem Menschen ein Mensch.« (Carl Schmitt) Nur weil man keine Macht hat, ist man noch lange kein guter Mensch oder nimmt automatisch mehr wahr. Das Verlangen nach Macht kann den Blick trüben und das Ressentiment freisetzen.

Das *Kleine staatspolitische Lexikon des Instituts für Staatspolitik* ist eine Handreichung für jeden, der das Zeitgeschehen mit Skepsis verfolgt. Dahinter steht ja die Vermutung, daß die Dinge auch aus einer anderen Perspektive als der gewohnten betrachtet werden können. Diese Vermutung präzisiert der erste Band des Lexikons, den Karlheinz Weißmann verfaßt hat: Er definiert die *Begriffe*, mit denen sich die politische Wirklichkeit beschreiben und verstehen läßt. Das ist ein zutiefst politisches Unternehmen: Wer Begriffe setzen kann, gewinnt den metapolitischen Kampf, aber vor der Setzung steht die Mühe der Definition. Wir drucken ein Beispiel ab: Differenz. Der zweite Band, *Werke*, erscheint im Herbst nächsten Jahres.

DIFFERENZ — Differenz im Sinne von »Unterschied« ist einer der konservativen Gegenbegriffe zu »Gleichheit«. Obwohl das immer bestritten wird, führt egalitäre Politik dazu, Differenzen zu zerstören: die natürlichen ebenso wie die kulturellen. Mittels erzieherischer oder Zwangsmaßnahmen will man die Unterschiede der einzelnen, der Geschlechter, der Völker und Kulturen beseitigen. Es gibt aus dieser Sicht keine echten Differenzen zwischen Menschen, keine guten oder bösen, keine edlen oder gemeinen, keine dummen oder klugen, keine häßlichen oder schönen; derartige Unterschiede gelten als sekundär, nur als »gemacht« und insofern immer als korrigierbar. Demgegenüber neigt der Konservative zu der Auffassung, daß Differenzen wesensmäßig sind. Sie entsprechen »dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichtum in der Mannigfaltigkeit zeigt« (Justus Möser)

Die Linke strebt Entdifferenzierung an, weil ihr die Verschiedenheit der Menschen »ungerecht« oder »undemokratisch« erscheint. Immer geht es dabei um Einebnung; den Abweichungen von der Norm versucht sie wesentliche Merkmale zu nehmen oder sie vollständig auszuschalten. Die jakobinischen Maßnahmen während der Französischen Revolution können als exemplarisch gelten. Sie zielten nicht nur darauf ab, die tradierte Staatsform zu zerstören, sondern überhaupt jeden gewachsenen Unterschied – etwa zwischen den Regionen – und die Tradition zur Gänze auszulöschen. Gleichzeitig wollte man einen Kollektivismus etablieren, der dem »neuen Menschen« durch Uniformierung und einen egalitären Sittenkodex den Weg bereite. Im Vorgriff auf das kommende Zeitalter der Gleichheit befahlen die Jakobiner sogar die Zerstörung der Kirchtürme, damit nichts über das gemeine Maß der Gebäude hinausragte, und köpften, erschossen, ertränkten oder verbrannten jeden, der aufgrund seiner Herkunft (Ade-

lige, aber auch Bretonen, Elsässer oder Juden) oder seiner Überzeugung (vor allem Christen) die »heilige Gleichheit« gefährdete.

Zum egalitären Konzept steht das liberale des »Pluralismus« scheinbar in Gegensatz. Der Begriff bezeichnete ursprünglich in den USA das Nebeneinander ganz verschiedener christlicher Denominationen bei fehlender Staatskirche. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg verknüpfte man Pluralismus mit der Forderung nach »acceptance«, das heißt nach wahlloser Duldung aller möglichen Anschauungen und Lebensstile. Kaschiert wurde dabei, daß die Verfechter des Pluralismus von einer immanenten Tendenz der Entwicklung ausgingen, die die Auflösung aller hergebrachten Bindungen und vollständige Emanzipation der Individuen bewirkt. Deshalb glaubt man auch jeder Anschauung und jedem Lebensstil die Legitimität entzogen, der von dieser Tendenz abweicht. Der seltsame Gleichschritt von dauernder Propaganda für mehr Toleranz und wachsender Unzuldsamkeit gegenüber konservativen Positionen erklärt sich im Westen aus diesem Sachverhalt.

Beruhigenderweise erreicht Entdifferenzierung nie ihr Ziel. Das hat damit zu tun, daß In-Differenz unnatürlich ist, das heißt, daß die Natur immer danach strebt, Vielfalt entstehen zu lassen oder wiederherzustellen. Außerdem braucht der Mensch Unterschiede, um die Welt verstehen und sein Dasein zu bewältigen. Pädagogische oder gewaltsame Entdifferenzierung ist aber trotz dieser Sperren eine Gefahr, denn sie trägt zur Zerstörung konkreter Ordnungen bei und entzieht dem Menschen, was er zur Ausbildung seiner Identität benötigt.

Die Wertschätzung von Differenz durch den Konservativen hat einmal damit zu tun, daß er Verschiedenheit ästhetisch schön findet, dann damit, daß er die Fähigkeit zur Unterscheidung – nicht nur in Geschmacksfragen – als Auszeichnung betrachtet, schließlich damit, daß die Beseitigung von Unterschieden nicht nur der Beherrschbarkeit im allgemeinen, sondern auch der Vorbereitung totalitären Durchgreifens dient.

Selbstverständlich sind damit nie Differenzen an sich gemeint. Die Verschiedenheit wird immer auf ein Ganzes hin gedacht, sie ist nicht zu verwechseln mit Beliebigkeit.

Literatur:

Crane Brinton: *The Jacobins*, New York 1930;  
Erik von Kuehnelt-Leddihn: *Hirn, Herz und Rückgrat*, Osnabrück 1968;  
Konrad Lorenz: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*, München 1973.

Karlheinz Weißmann

ZUERST VERWIRREN SICH DIE WÖRTE, DANN VERWIRREN SICH DIE BEGRIFFE, UND SCHLIESSLICH VERWIRREN SICH DIE SACHEN. (KONFUZIUS)

# Herbst 2009

JOACHIM FERNAU



Leben und Werk in Texten und Bildern

  
EDITION ANTAIOS

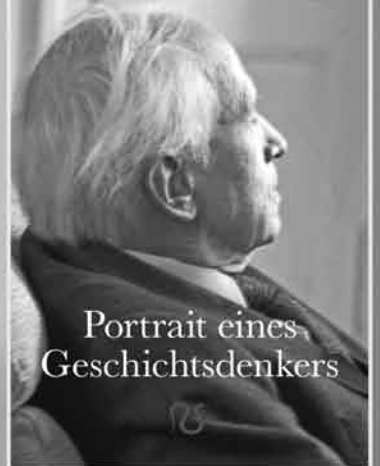
**JOACHIM FERNAU**  
Leben und Werk  
in Texten und Bildern

144 Seiten, gebunden,  
über 200 Abb., 24.00 €

*Rosen für Apoll, Halleluja Amerika oder Disteln für Hagen:* Von den Büchern Joachim Fernaus sind rund zehn Millionen Exemplare verkauft worden. Das Publikum liebte ihn, und die Kritik konnte ihn trotz aller Mühe nicht erledigen. Fernau selbst beschrieb sich einmal als konservativ, aber nicht selten kamen „die Konservativen“ mit seinem vermeintlich respektlosen Ton nicht zurecht.

Pünktlich zum 100. Geburtstag liegt eine schöne Bildbiographie über Fernau vor, erarbeitet aus dem Archiv, das die Witwe Gabriele Fernau zur Verfügung stellte. Erscheint im September 2009.

SIEGFRIED GERLICH  
**Ernst Nolte**



Portrait eines  
Geschichtsdenkers

Wie ein erratischer Block ragt Noltens Werk in die eingeebnete Landschaft der deutschen Geschichtswissenschaft. Er durchdrang philosophisch die Epoche des Faschismus, wurde im Historikerstreit denunziert, aber nicht widerlegt, und gilt international als einer der großen Denker mit weiter Perspektive und strengem wissenschaftlichem Standard.

Siegfried Gerlich setzt bei der Biographie Noltens ein und zeichnet in der Auseinandersetzung mit seinem Gesamtwerk das Portrait eines Geschichtsdenkers.

Erscheint im Oktober 2009

**Siegfried Gerlich**  
**ERNST NOLTE**  
Portrait eines  
Geschichtsdenkers

350 Seiten, geb., 24.00 €

EDITION  ANTAIOS

Es muß irgendeine Erklärung geben für die schauerlich-imposante Geradlinigkeit Hagens, eine Erklärung, die nicht weit weg von unserem Begriff Treue liegen kann.

Es ist wahr, aus allen Versen über den Tronjer weht uns die Kälte an, und aus allen seinen Handlungen der Schrecken über das Fehlen jeglicher Andacht vor der Existenz, das Fehlen aller Tuchfühlung mit dem warmen Leben und dem schönen Augenblick, das heißt: das Verschieben jeden Genusses in die Zukunft.

Aber ebenso wahr ist, daß man angesichts dieser düster erhabenen Gestalt von dem Gedanken an etwas wenigstens entfernt Ähnliches wie »Treue« nicht loskommt. Die Merkwürdigkeit liegt darin, daß die Gestalt Hagens trotz Zwang, Willkür und Opfer ohne Ende entgegen unserem besseren Wissen ein Gefühl der Sicherheit verbreitet, besser: des Sichanvertrauens an die Idee, noch besser: ein Gefühl des Sich-ducken-Könnens unter einen Sinn.

Damit ist das Wort gefallen, das der Nibelungendichter noch nicht artikulieren konnte, das Wort, das den Tronjer in seiner der »Treue« so ähnlichen Geradlinigkeit urplötzlich begreiflich macht: die Idee. Hagen ist die Idee. Er ist das Prinzip selbst. Er lebt in der reinen, der tödlich leeren Idee. In der Idee als Ersatz für die Frau, die er nicht hat, für das Kind, das er nicht wünscht, für die Liebe, die er nicht braucht, für das Lachen, das er nicht kennt, für das Genießen der Gegenwart, die für ihn eine Zeitvergeudung für die Zukunft ist. Die Kälte, die Hagen verbreitet, ist die Kälte eines Lebens im luftleeren Raum der Idee. Die Existenz anderer, die in seinen Augen alle nicht wissen, was nötig ist, bedeutet ihm nicht so viel wie das Schwarze unter seinem Nagel. »Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen« – das ist das Dynamit, das Hagen mit sich herumträgt, das ist das Circulus-vitiosus-Bekenntnis, das von ihm stammen könnte.

Keiner kann der Idee so treu sein wie der Deutsche. Wo die Idee fehlt, schafft er sie. Wo das nicht möglich ist, ist er nicht treu.

Joachim Fernau: *Disteln für Hagen. Bestandsaufnahme der deutschen Seele*, Berlin/München: Herbig 1966.